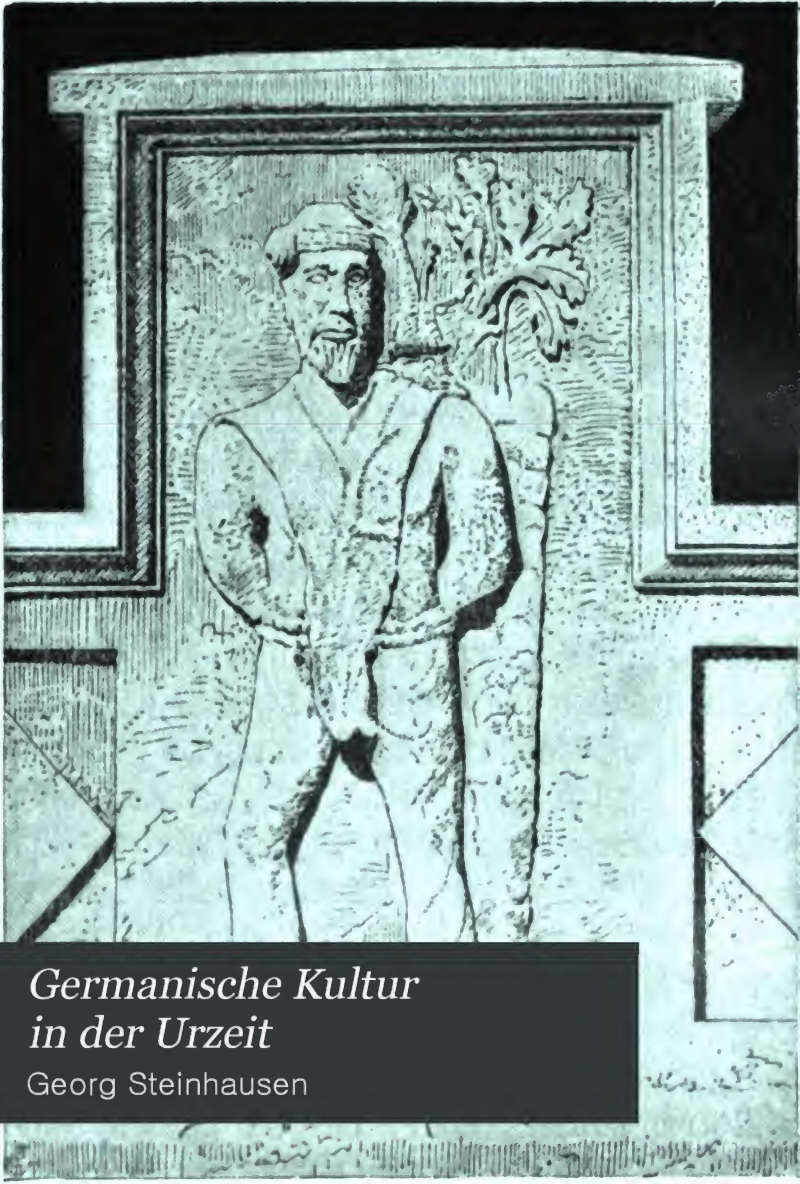
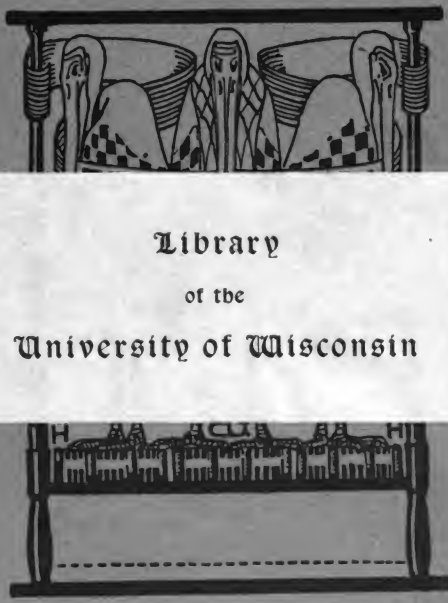


Germanische Kultur in der Urzeit

Georg Steinhausen



Library
of the
University of Wisconsin

G. 400:805

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Geheftet Mk. 1.—

in Bändchen von 130—160 S. Jedes Bändchen ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Gebunden Mk. 1.25

In erschöpfender und allgemein-verständlicher Behandlung werden in abgeschlossenen Bänden auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen wichtiger Gebiete in planvoller Beschränkung aus allen Zweigen des Wissens geboten, die von allgemeinem Interesse sind und dauernden Nutzen gewähren.

Abstammungslehre. Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. R. Hesse in Tübingen. 2. Aufl. Mit zahlreichen Abbildungen.
Die große Errungenschaft der biologischen Forschung des vorigen Jahrhunderts, die Abstammungslehre, die einen so ungemein befruchtenden Einfluß auf die sog. beschreibenden Naturwissenschaften geübt hat, wird in kurzer, gemeinverständlicher Weise dargelegt.

Anthropologie s. Mensch.

Arbeiterschutz. Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von Professor Dr. O. v. Zwiedineck-Südenhorst.
Das Buch bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage" behandelten Stoffes; insbesondere treten die Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen in den Vordergrund.

Astronomie s. Kalender; Weltall. — **Atome** s. Moleküle.

Baukunst. Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. A. Matthaei. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.
Will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters zugleich über das Wesen der Baukunst als Kunst aufklären.

Befruchtungsvorgang. Der Befruchtungsvorgang. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen im Text und 4 Tafeln.
Es wird in diesem Bändchen versucht, die Ergebnisse der modernen Forschung, die sich mit dem Befruchtungsproblem befaßt, einem weiteren Kreise zugänglich zu machen.

Bevölkerungslehre. Bevölkerungslehre. Von Prof. Dr. M. Haushofer.
Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben, über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Bibel s. Jesus; Religionsgeschichte. — **Biologie** s. Abstammungslehre; Befruchtungsvorgang; Meeresforschung; Tierleben. — **Botanik** s. Pflanzen. — **Buchwesen** s. Illustrationskunst; Schriftwesen.

Chemie s. Luft; Metalle.

Chemie in Küche und Haus. Von Professor Dr. Abel.
Das Bändchen will Gelegenheit bieten, die in Küche und Haus täglich sich vollziehenden chemischen und physikalischen Prozesse richtig zu beobachten und nutzbringend zu verwerten.

Christentum (s. a. Jesus). Aus der Werdezeit des Christentums. Von Professor Dr. J. Geffcken.
Gibt durch eine Reihe von Bildern eine Vorstellung von der Stimmung im alten Christentum und von seiner inneren Kraft und verschafft so ein Verständnis für die ungeheure und vielseitige welthistorische kultur- und religionsgeschichtliche Bewegung.

Dampf(maschine). Dampf und Dampfmaschine. Von Professor Dr. R. Vater. Mit zahlreichen Abbildungen.
Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Darwinismus s. Abstammungslehre.

Drama (s. a. Theater). Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt. Von Prof. Dr. G. Witkowski. Mit einem Bildnis Hebbels.
Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum, nebeneinander ihrer Wichtigkeit gemäß.

Eisenbahnen (s. a. Technik; Verkehrsentwicklung). Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und jetzige Verbreitung. Von Professor Dr. F. Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen.
Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser dann die Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten, sowie der Betrieb selbst werden besprochen. Den Schluß bildet ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen.

Eisenhüttenwesen. Das Eisenhüttenwesen. Erläutert in acht Vorträgen von Professor Dr. H. Wedding. Mit 12 Figuren im Text. 2. Auflage.
Schildert in gemeinfaßlicher Weise, wie Eisen, das unentbehrlichste Metall, erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird.

Entdeckungen. Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Von Prof. Dr. S. Günther.
Mit lebendiger Darstellungsweise sind hier die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit ansprechend geschildert. (Geogr. Zeitschr.)

Erde (s. a. Mensch und Erde). Aus der Vorzeit der Erde. Von Professor Dr. Frech. Mit zahlreichen Abbildungen.
Erörtert die interessantesten und praktisch wichtigsten Probleme der Geologie: die Tätigkeit der Vulkane, das Klima der Vorzeit, Gebirgsbildung, Korallenriffe, Talbildung und Erosion, Wildbäche und Wildbachverbauung.

Ernährung (s. a. Chemie). Ernährung und Volksnahrungsmittel. Von Prof. Dr. Johannes Frentzel. Mit 6 Abbildungen im Text und 2 Tafeln.
Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre und die wichtigsten „Volksnahrungsmittel".

Farben s. Licht.

Frauenbewegung. Die moderne Frauenbewegung. Von Dr. Käthe Schirmacher.
Gibt einen Überblick über die Haupttatsachen der modernen Frauenbewegung in allen Ländern, schildert eingehend die Bestrebungen der modernen Frau auf dem Gebiet der Erziehung, der Arbeit, der Sittlichkeit, der Soziologie und Politik und bietet einen Vergleich mit dem Frauenleben in Ländern mit nichteuropäischer Kultur.

Fortsetzung des Verzeichnisses hinter dem Text

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen.
75. Bändchen

Germanische Kultur in der Urzeit

Von

Dr. Georg Steinhausen
Vorsteher der Murhardschen Stadtbibliothek zu Kassel

Mit 17 Abbildungen im Text

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1905

Digitized by Google

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Digitized by Google

104236
MAR 27 1907
F4778
.S727
G

Vorwort.

Das Büchlein soll dem Belehrungsbedürfnis weiterer Kreise dienen: das schließt aber nicht aus, daß es auf eingehenden Quellenforschungen beruht und durchaus selbständige Anschauungen enthält. Den Fachgenossen, auch den geschichtsfreundlichen Laien, werden die Literaturnachweise und Belege willkommen sein, von denen die letzteren freilich noch weiter ausgedehnt und ausführlicher hätten gestaltet werden können, wenn das Büchlein lediglich für Fachleute bestimmt wäre.

Die Arbeit ist bereits vor längerer Zeit im Zusammenhang mit den Studien zu meiner „Geschichte der Deutschen Kultur" entstanden, deren ausführliche Darlegung ich jedoch erst mit dem Hervortreten der eigentlichen „Deutschen" beginnen wollte, weshalb ich dort auch die germanische Zeit nur sehr kurz behandelte. So wird die vorliegende eingehende Darstellung der germanischen Urzeit auch den Lesern jenes Werkes eine willkommene Ergänzung sein, während sie im übrigen, ohne darauf Bezug zu nehmen, ein in sich völlig abgeschlossenes Ganze bildet.

Spiekeroog, im Juli 1905.

Georg Steinhausen.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III

I. Die See und der Wald. Älteste Sitze und Ausbreitung der Germanen 1

II. Frühe fremde Einflüsse. Quellen für die germanische Kulturgeschichte. Die wirtschaftliche Kulturstufe der Germanen . . 21

III. Der germanische Volkscharakter 59

IV. Religiöses und geistiges Leben 76

V. Soziale Zustände 94

VI. Äußere Lebensverhältnisse 119

Digitized by Google

I. Kapitel.

Die See und der Wald. Älteste Sitze und Ausbreitung der Germanen.*)

Die schönste Epoche menschlicher Kultur, die griechische, näherte sich schon ihrem Verfall, als die damalige gebildete Welt die erste äußerliche Kunde von Naturmenschen erhielt, die im Norden, am „Ende der Welt", am Meer wohnten. Teutonen nennt der griechische Handelsherr, der eine Expedition nach der Bernsteinküste und dem Norden überhaupt leitete und von dem noch die Rede sein wird, den von ihm entdeckten Stamm.

*) So sehr der Verfasser trotz der gemeinverständlich gehaltenen Darstellung bemüht war, auf die erhaltenen unmittelbaren schriftlichen und bildlichen Quellen zurückzugehen, so sehr war die Benutzung der umfangreichen neueren und neuesten Literatur über unsern Stoff unerläßlich. Von den benutzten Hauptwerken seien die folgenden gleich zu Anfang genannt, womit auf eine Anführung derselben an einzelnen Stellen in der Regel verzichtet wird: J. K. Zeuß. Die Deutschen und ihre Nachbarstämme. München 1837. — Gust. Freytag, Aus dem Mittelalter. Bilder. Leipzig 1867. — K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. Bd. 1—5. Berlin 1870 ff. — C. Th. v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Bd. I. Leipzig 1879. — L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde. Teil I. Braunschw. 1880—89. — F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Bd. I. Berlin 1881. — G. Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. Bd. I. Die Germanen der Urzeit. Leipzig 1880. — W. Arnold, Deutsche Urzeit. 3. Aufl. Gotha 1881. — K. W. Nitzsch, Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden, hrsg. v. G. Matthäi. Bd. I. Lpz. 1883. — K. Lamprecht, Deutsche Geschichte. Bd. I. Berlin 1891. (3. Aufl. 1902.) (Ein von den Fachgenossen sehr angegriffenes, im breiten Publikum sehr überschätztes Werk, zu dem sich auch der Verfasser dieses Buches recht oft im Gegensatz befindet.) — Osk. Gutsche u. W. Schultze, Deutsche Geschichte von der Urzeit b. z. d. Karolingern. Bd. I. Die gemeingermanische Urzeit

Digitized by Google

Aber wie dem abenteuerlichen Bericht des Mannes auch sonst wenig Glauben beigemessen wurde, so rauschte, trotzdem sich die damaligen Gelehrten immer wieder damit beschäftigten, diese erste Kunde vom germanischen Menschen vorüber.

Es war an der See, wo der Grieche aus Massilia die Germanen entdeckte: ein Seevolk waren sie damals, wie es einst die Griechen in ähnlicher Form gewesen waren. Aber hier, im germanischen Norden, war die See ein rauheres und herberes Element als dort das Mittelmeer, und danach erzog sie die Menschen, die an ihr wohnten. Unwirtlich und öde waren die Küsten, das Land selbst aber vielfach ein ungeheures, von den Flüssen immer neu genährtes Sumpfgebiet, dessen Entwässerung die große Kulturaufgabe einer späteren Zeit sein sollte. Ein großer Teil der Sumpfstrecken, die nur im Winter durch Frost gangbar wurden, und weiter des trockenen Landes war aber von Wald bedeckt. Dieses große, in seinem Charakter und seinem Bestande naturgemäß nicht gleichartige Waldland, zunächst verkehrshindernd und abschließend, war das spätere Ausdehnungsgebiet der Germanen, denen es fast überall jungfräulichen Boden bot. Auf den in sie eindringenden und sie bewohnenden Menschen aber mußte diese Waldmasse denselben gewaltigen äußeren und inneren Einfluß ausüben wie die See, beide die

---

und d. germanischen Mittelmeerstaaten. Stuttgart 1894. — O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Bd. I m. Anhang. Berlin 1895. (Der Anhang ist namentlich wegen der Anführung und Kritik der wichtigsten Quellenstellen wertvoll). — Fr. v. Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Bd. I. Germanenzeit und Wanderzeit. 2. Ausg. München 1896 (ist wenig zu verwerten und recht kritisch anzusehen). — O. Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme (Abdr. aus dem Grundriß der germanischen Philologie, Bd. III). Straßburg 1900. — Für Einzelheiten aus verschiedenen Gebieten sind neben dem bekannten Werk Viktor Hehns, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach . . . Europa (7. Aufl., neu hrsg. von O. Schrader, mit botanischen Beiträgen von A. Engler, Berlin 1902) zu nennen: das in seiner Vielseitigkeit viel zu wenig gewürdigte Werk K. Weinholds, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 3. Aufl., Bd. I, II, Wien 1897, ferner Moritz Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert (bis jetzt 3 Bände: Wohnung; Nahrung; Körperpflege und Kleidung). Leipzig 1899—1903; O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas, Straßburg 1901; und Richard Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 4. Aufl., Leipzig 1902.

Digitized by Google

Menschen kräftig und frisch, derb und ursprünglich erhaltend, aller feineren Kultur abhold. Zwei große, gewaltige Natureindrücke sind es also, in deren Bann der germanische Mensch steht, beide den immer gleichmäßigen Charakter der Urlandschaft tragend, der dem im Kulturlande herrschenden Wechsel der Szenerie unzugänglich ist, weit, weit ausgedehnt, ungemessen frei und ursprünglich, eintönig und dabei das Gemüt vertiefend, bald ernst und schweigend, bald den Lärm elementarer Gewalten, vor allem des Sturms, im Getöse der Brandung wie im Rauschen des Waldes zum Ausdruck bringend, die See und der Wald. Es ist bezeichnend, daß beide in der Poesie der Völker „heilig" genannt werden, das heilige Meer und der heilige Wald.

Zunächst ist es die See gewesen, die auf das Leben der Germanen bestimmend einwirkte. Lag auch der Schwerpunkt deutschen Lebens zur Kaiserzeit wie in der neueren Zeit fernab von der See im Süden und Westen und dann mehr im Osten Deutschlands, so ist sie einst für den Germanen ein vertrautes Element gewesen. An der See lagen aller Wahrscheinlichkeit nach der Germanen früheste Sitze; über die See ging ihr Verkehr — denn der Wald und die versumpften Flüsse boten nur schwer eine Straße —; die See gab Nahrung und Erwerb. Von den Spuren dieses frühzeitigen Einflusses der See werden wir noch hören.

Die ältesten Sitze der Germanen an der See und zwar an der Ostsee zu suchen, dahin neigt heute die überwiegende Mehrzahl der Forscher, der Prähistoriker wie der Linguisten. Freilich führt uns diese Frage in jenes unsichere Gebiet weiterer Fragen betreffs der Abzweigung von einem indogermanischen Urvolk, der Urheimat und der Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den Germanen und anderen Indogermanen wie der Einwanderung der Indogermanen in das von einem andern angeblichen Urvolk bewohnte Europa. Die Zeit liegt noch nicht lange zurück, in der man diese und ähnliche Dinge mit einer erstaunlichen Sicherheit ansah und darstellte. Dem gegenüber muß doch betont werden, daß in allen diesen Fragen, insbesondere aber in der das indogermanische Urvolk betreffenden nur eine gesunde Skepsis am Platze ist. Wenn Mommsen*) sagt, daß „über den germanischen Zuständen jenes Morgengrauen

*) Römische Geschichte V, S. 154.

Digitized by Google

liegt, in welchem die scharfen Umrisse verschwimmen", so gilt dies in noch viel höherem Maße von der ganzen Urzeit. Niemals wird das Forschungsmaterial genügen, für diese Zeit einwandfreie Anschauungen zu sichern. Das Ergebnis der bisherigen Forschungen über die Indogermanen, Arier oder Indoeuropäer, die ja nichts weiter sind als eine gelehrte Konstruktion, ist ein solches, daß man weder über ihre Herkunft noch über ihre ältesten Sitze noch über ihre Verwandtschaftsverhältnisse irgend etwas absolut Erwiesenes sagen kann. Die Erschütterung des bisherigen Dogmas ist übrigens keineswegs nur einigen jüngeren Gelehrten zuzuschreiben: auch ältere Sprachforscher haben daran scharfe Kritik geübt oder wenigstens die Historiker vor der Verwertung jener Begriffe gewarnt, und unter den Nichtphilologen hat vor allem Lindenschmit „die indogermanische Hypothese, diesen Ausgangspunkt so vieler Täuschungen", auf seine besondere Weise kritisiert und sich überhaupt gegen die Konstruktionssucht nicht nur der Philologen, sondern auch der Anthropologen, Geologen usw., die „nach ephemeren Anschauungen die Geschichte der Menschheit umgestalten" wollen, gewandt. Den Sprachforschern zunächst,*) den Urhebern der ganzen Hypothese, muß man entgegenhalten, daß der Schluß von der unzweifelhaft vorhandenen Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen auf eine gemeinsame Ursprache zwar zu einem willkommenen wissenschaftlichen Hilfsmittel führt, aber nichts weniger als zwingend ist, wie denn die Wortgleichheit sehr wohl aus Entlehnung oder „wellenförmiger Verbreitung" erklärt werden kann. Die Auffassung der Analogien als Entlehnungen würde dann zur Aufhellung frühzeitiger Kultureinflüsse dienen können. Der weitere Schluß aber von der Ursprache auf ein Urvolk, für das dann mit sprachlichen Hilfsmitteln, z. B. durch Eruierung der Fauna und Flora, deren Bezeichnungen doch auch wieder Entlehnungen sein können,

*) Zur Kritik der Indogermanen-Hypothese der Sprachforscher vgl. vor allem P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, Göttingen 1896, Kap. 2 u. 3, daneben G. Kossinna, Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde VI, S. 1 ff.) S. 3 ff.; gegen beide O. Schrader, Reallexikon S. VIII ff. Neuerdings vgl. noch Kossinna, Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet (Zeitschrift für Ethnologie 1902, Heft V).

Digitized by Google

eine Urheimat festzustellen gesucht wird, entbehrt überhaupt jeder Beweiskraft. Der Versuch, mit Hilfe der vergleichenden Sprachforschung die Kulturverhältnisse der Indogermanen zu rekonstruieren, ist ebenfalls ohne sichere Unterlage, zumal sehr viel von dem Wortschatz der Urzeit verloren gegangen sein kann und ferner die Möglichkeit des Bedeutungswandels alter Worte vorliegt. Der hypothetische Charakter solcher Forschungen wird jetzt auch von den Linguisten größtenteils selbst zugegeben, indessen mit Recht daran festgehalten, daß deshalb die Sprache für die Erforschung der Vergangenheit doch nicht unverwendbar ist, vielmehr außerordentlich viel zu derselben beitragen kann, namentlich wenn man das sachliche Material mit in Betracht zieht. Freilich ruhen die Versuche, Beziehungen zwischen linguistischen und archäologischen Ergebnissen herzustellen, doch noch auf recht schwachen Füßen. — Indessen auch den Archäologen können wir als sicheren Führern in die Urzeit durchaus nicht vertrauen, obgleich die theoretische Möglichkeit, ähnlich wie man aus gewissen späteren Funden in Deutschland auf Slawen schließen kann, aus andern früheren auf ein bestimmtes Volk zu schließen, ja vorliegt. Aber die Kriterien der Bestimmung fehlen doch noch sehr, und solange es nicht möglich ist, das Fundmaterial, das überdies, wie Schrader*) richtig hervorgehoben hat, nur eine niedere äußere Seite menschlicher Vergangenheit kennen lehrt, in sichere Beziehung zu bestimmten Völkern als Kulturträgern zu setzen, wird der Wert desselben für die tiefere Erkenntnis wenigstens der Urzeit nicht allzu hoch einzuschätzen sein. — Gar nichts vermögen die Anthropologen zu helfen: weder die Schädel noch die Haare können die Völkerverhältnisse der Urzeit aufklären. Es hat innerhalb der „Indogermanen" die

*) A. a. O. S. XXII. Gegenüber der Herabsetzung der Sprachwissenschaft unter gleichzeitiger Überschätzung der Prähistorie weist Schrader auch (S. XXI) mit Recht darauf hin, „daß die wissenschaftliche Bestimmung und Ausbeutung eines archäologischen Fundes kaum einer geringeren Zahl von natürlich andersartigen Fehlerquellen wie irgendeine sprachliche Gleichung ausgesetzt ist". Und der außerordentlich überhebenden Art und dem sehr unberechtigten Selbstbewußtsein Kossinnas kann man eine Äußerung Seecks (a a. O. Anhang S. 473) gegenüberstellen: „Die prähistorischen Funde übergeh ich absichtlich, da ich aus ihrer überaus fleißigen Zusammenstellung in Lamprechts deutscher Geschichte wenigstens das eine gelernt habe, daß sich mit den gegenwärtigen Mitteln der Forschung (für die Germanen) kaum etwas aus ihnen lernen läßt."

Digitized by Google

verschiedensten Schädelformen gegeben, und blonde oder brünette Haarfarbe kann ebenfalls nicht zur Unterscheidung dienen. — Man hat endlich wohl auch die Mythologie der verschiedenen Völker zur Konstruktion einer Urmythologie und zur Stütze des indogermanischen Urvolks benutzt. Ist aber auf dem Gebiete der Sprache wenigstens ein ausgesprochener Gegensatz der Indogermanen zu den als nichtindogermanisch angenommenen Völkern zu erweisen, so fällt für die Mythen dieser Gegensatz, je mehr sich das mythologische Material durch die Erkundung aller möglichen Völkerschaften mehrt, fort. Es sind Analogien, die entweder selbstverständlich und natürlich sind oder leicht als Entlehnungen erklärt werden können. Dazu kommt noch im Gegensatz zur Sprachforschung das unmethodische und kritiklose Verfahren vieler mythologischer Forscher. — Auch die Verwandtschaft der Rechtsanschauungen oder gewisser Bräuche macht die Hypothese nicht fester. Man mag die Annahmen eines „Urvolkes" mit einheitlicher Kultur und einer „Urheimat" für wissenschaftlich notwendig und nützlich halten, aber wirklich beweisbar sind sie nicht.

Nach alledem scheint es, ohne den Wert einer Masse gewichtiger Forschung leugnen zu wollen, wenigstens für den Historiker berechtigt, die Frage des indogermanischen Urvolks und der einst so unantastbaren indogermanischen Einwanderung aus Asien hier auszuscheiden. Auch ein Eingehen auf eine hypothetische vorindogermanische Bevölkerung, die man sich früher wohl als eine finnisch-mongolische gedacht und mit den Pfahlbauleuten identifiziert hat, erübrigt sich. Hier ermangelt man jeglichen festen Grundes. Nicht aus bequemer Skepsis, sondern aus notwendiger Vorsicht und Kritik heraus bescheiden wir uns im Gegensatz zu gutgläubigen oder sich leicht Illusionen hingebenden Geschichtschreibern mit dem Nichtwissen. Sicherheit wird in diesen wie in vielen andern urzeitlichen Fragen in absehbarer Zeit auch nicht annähernd erreicht werden.

Und diese *Unsicherheit* muß nun auch bezüglich der eben angenommenen ältesten Sitze der Germanen betont werden. Die *Frage der Einwanderung* mag dabei gestreift werden. Freilich haben wir auch hier durchaus keinen festen Boden unter den Füßen, und sehr haben die Ansichten im Laufe der Zeit gewechselt. Früher ließ die allgemeine Annahme einer Einwanderung der Indogermanen aus Asien die Einwanderung der Germanen

Digitized by Google

von Osten her wahrscheinlich erscheinen. Man nahm weiter und nimmt noch heute zunächst eine slawogermanische Volkseinheit mit einigermaßen gesteigerter Kultur an, wobei aber kaum mehr wahrscheinlich zu machen ist als ein sehr alter slawisch-germanischer Verkehr. Man ließ dieses Volk in der Nähe des Kaspischen Meeres wohnen; nach der Trennung seien die Germanen dnjestraufwärts und weichselabwärts zur Ostsee gezogen. Nach M. Heyne*) lag das Gebiet dieses slawogermanischen Volkes in dem weiten Gebiete des mittleren und oberen Dnjepr über der Steppe, von der Weichsel und den nördlichen Karpathen bis zu den Quellgebieten von Don und Wolga und von Wolhynien hinauf bis zum Finnischen Meerbusen. Aus dem nordwestlichsten Teile dieses Volkes an der Weichsel sei das Germanenvolk herausgewachsen, nicht sowohl durch räumliche Trennung als durch Änderung des Volksgeistes, durch eine innere Revolution. Durch zwei germanische Haupteigenschaften, Sondersucht und Achtung vor dem Eigentum, sei eine Auflehnung gegen eine bis dahin unbestrittene Form des Eigentums, die Hauskommunion, erfolgt. Der den Slawen fehlende, nun erwachende individualistische Zug lockert und vernichtet die absolute Gewalt dieser Institution, die Entwicklung ist naturgemäß eine allmähliche, „aber die rechtliche Einrichtung des Sondereigens tritt in die Erscheinung". „Unter der Wucht dieser revolutionären, das Dasein der Leute beherrschenden, in Auflehnung und Kampf verteidigten Institution erlischt alte Volksgemeinschaft, ändert sich Leben und Sprache; beides empfängt ein eigenartiges Gepräge." „Als ältesten Teil des germanischen Ausbreitungsgebiets" sieht Heyne weiter „die norddeutsche Tiefebene dem Laufe der Weichsel nach von dem Einflusse des Bugs ab" an. Nach allen Richtungen, außer nach Osten, hätten sie sich von hier ausgebreitet, nach Westen bis zur Aller und Leine, wo größere Keltenmassen ein weiteres Vordringen zunächst hemmten. Diese hier in Kürze wiedergegebene Auffassung, die an sich beachtenswert ist, weil sie als entscheidendes Entwicklungsmoment von Anfang an die Eigenart des Germanen betont, ist nun um keinen Grad wahrscheinlicher als die oben charakterisierten Anschauungen: ihr widersprechen aber auch Forschungen, die besser begründet erscheinen. Von der Meinung, daß im Nordwesten bis an die Nordsee heran die

*) A. a. O. Bd. I, S. 4 ff.

Digitized by Google

Urſitze der Deutſchen zu ſuchen ſeien, darf allerdings abgeſehen werden. Denn die unzweifelhafte Tatſache, daß in dieſen nordweſtlichen Gebieten, ſoweit wir hiſtoriſch zurückgehen können, immer Deutſche gewohnt haben, während der Oſten an die Slawen verloren ging, daß alſo im Nordweſten, insbeſondere in Niederſachſen und an der Nordſee, die älteſten der heute noch deutſchen Anſiedelungen zu ſuchen ſind, dieſe Tatſache beweiſt noch nicht, daß wir hier die älteſten germaniſchen Sitze überhaupt zu ſuchen haben. Vielmehr haben ſich Anthropologen, Archäologen und Sprachforſcher in neuerer Zeit mehr und mehr dahin geeinigt, die Küſtengebiete der weſtlichen Oſtſee und deren Hinterland als die wahrſcheinlich älteſte Heimat der Germanen*) anzuſehen. Man legt heute die Heimat der Germanen um etwa 500 v. Chr. und früher zwiſchen Unter- und Mittelelbe und Oder (in das heutige Holſtein, Brandenburg uſw.) und läßt ſie von dort ſich nach Oſten bis zur Weichſel ausdehnen. Andere erweitern das Gebiet nach Norden und wollen Germanen bis zum Anfang des 3. Jahrtauſends hinauf in Mecklenburg, Schleswig-Holſtein, Jütland, auf den däniſchen Inſeln und in Südſchweden verbreitet wiſſen. Die Anthropologen haben als für die Oſtſeegebiete, namentlich Südſchweden, ſprechende Gründe die Gleichartigkeit der Schädel der prähiſtoriſchen und der jetzigen Bewohner Südſkandinaviens, auch ihre helle Augen- und Haarfarbe angeſehen. Als ſprachliche Beweiſe hat man wieder die Fauna und Flora des Gemeingermaniſchen angeführt, auch die noch zu beſprechende Rolle der See. Andererſeits ergibt ſich durch die von Müllenhoff beſtimmten keltiſchen Orts- und Flußnamen eine Beſchränkung der nichtkeltiſchen auf die Gebiete zwiſchen Weſer und Oder ſowie Holſtein und Skandinavien. Die Archäologen, die neuerdings, nicht immer mit Erfolg, verſucht haben, die Funde der Vorzeit beſtimmten Völkern zu vindizieren, haben durch Berückſichtigung der „entſchieden" keltiſchen Funde das altgermaniſche Gebiet ebenfalls ſchrittweiſe beſchränkt, andererſeits durch Prüfung der Ausdehnung der „ſicher germaniſchen" nordiſchen Bronzefunde und auch der Reſte der Steinzeit nach rückwärts eine

*) Über die Urheimat der Germanen an der Oſtſee vgl. u. a. Hedinger in den Neuen Jahrbüchern für das klaſſiſche Altertum ꝛc. II, 3/4, S. 562 ff., Hirt ebenda S. 570 ff., Koſſinna a. a. O. S. 8 ff., Bremer a. a. O. (Grundr. III²) S. 763, 770 ff, 782 ff., Schrader a. a. O. S. 886 ff.

Digitized by Google

stetige Verengung jener Gebiete nach Norden zu festgestellt. Der Zweifel an der Richtigkeit der ethnographischen Bestimmung der Funde bleibt freilich bestehen. Jedenfalls spricht die stetige Entwicklung, die sich aus den Funden der Bronzezeit ergibt, dafür, daß diese Entwicklung nicht durch irgendeine Einwanderung gestört ist. — Wie die Germanen in das Ostseegebiet gekommen sind, bleibe dahingestellt. Kossinna*), der sie früher von der mittleren und unteren Donau, als möglicher indogermanischer Urheimat, zwischen Oder und Elbe abwärts dorthin gelangen, die Einwanderung in die Gebiete zwischen Oder und Weichsel aber später aus Skandinavien erfolgen ließ, hat jetzt die Urheimat der Indogermanen überhaupt mit der der Germanen, ebenso wie Much, identifiziert,**) läßt also die ganze Einwanderungsfrage als überflüssig erscheinen. Das Verhältnis zu Skandinavien, von dem aus schon Wackernagel die Germanen nach Deutschland eindringen ließ, ist ein umstrittenes. Die Vertreter der germanischen UrSitze im Weichselgebiet behaupten naturgemäß eine Einwanderung nach Skandinavien, eine Besiedelung von Schweden durch die Goten. Aber auch wegen der Funde wird die Einwanderung der Skandinavier aus Deutschland als sicher angesehen.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit mag man nach alledem ein Küstenleben an der westlichen Ostsee und wohl auch an der östlichen Nordsee, die damals freilich von der Küste noch nicht so viel verschlungen hatte, als erste Etappe germanischen Lebens annehmen.***) Die Germanen waren ein kühnes Seefahrervolk wie die Griechen. Auch Posidonius (etwa 125 bis 40 v. Chr.), von dem wir zuerst so etwas wie eine Schilderung Germaniens besitzen, läßt die Kimbern ursprünglich am Ozean wohnen, von wo sie sich aber damals schon bis zum Herzynischen Wald erstreckt hätten, und Pytheas fand, wie gesagt, lange vorher die Teutonen als Ozeananwohner. Für dieses urgermanische Seeleben darf man nun auch ohne Bedenken die Sprache als gewichtige Zeugin anrufen. Die Tatsache, daß wir in allen altgermanischen Sprachen eine verhältnismäßig große Anzahl

*) A. a. O. S. 14, vgl. auch Hirt a. a. O. S. 571.

**) Zeitschr. f. Ethnologie 1902. Heft V, S. 163.

***) Vgl. auch R. Henning, Die Germanen in ihrem Verhältnis zu den Nachbarvölkern (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst Bd. 8.) S. 50.

Digitized by Google

gemeinsamer auf das Meer, die Fischerei und die Schiffahrt bezüglicher Worte finden, kann die große Wichtigkeit der See für die Urgermanen geradezu beweisen.*) Es sind das Worte wie See und Haff, Flut und Woge, Klippe, Strand und Eiland, Hafen, wie Sturm und Möwe, Schwan und Wal, wie Angel, Netz, wate [mhd.] (Zugnetz), ferner eine Reihe gemeinsamer Fischnamen, endlich Worte wie Schiff, Kiel, Bord, Steuer, Mast und Segel. Jene Germanen sich im Besitz von Segelschiffen zu denken, hat insofern seine Bedenken, als gewisse nordische Felsenzeichnungen der Bronzezeit, die sonst schon eine bessere Technik der nordischen Schiffe zeigen, und auch die bisherigen vorgeschichtlichen Schiffsfunde dem Gebrauch von Segeln widersprechen. Auch Tacitus (Germ. 44) berichtet von den Suionen, daß sie bei ihren Fahrten sich der Segel nicht bedienten. Zunächst werden ihre Fahrzeuge Einbäume**) gewesen sein, die ihnen das Waldland ebenso wie den Bast zu den Tauen bot; von Einbäumen spricht auch noch Plinius, und sie sind ja zudem in gewaltigen Exemplaren in den erwähnten Gegenden wieder aufgefunden worden. Es bedarf nun nicht erst der Herbeiholung antiker Stellen, um den Gebrauch des Segels doch als eine sich bald von selbst ergebende Erfindung jener Küstenbewohner anzusehen. Auf die See als einzig mögliche Straße wurden ja die Germanen hinausgedrängt. Die Segel werden freilich, ähnlich wie dies Cäsar von den Küstenbewohnern der Bretagne berichtet (de bello Gallico III, 13), solche aus Tierfellen d. h. Leder gewesen sein. Erst die Verwendung der Leinwand zu großen Segeln mochte die Leute später zu weiten „Wikingerfahrten" befähigen. Indessen kommt auch hier ein Wort Ratzels***) über die Schiffervölker in Betracht, daß nämlich „ihre Todesverachtung und Ausdauer hoch über ihrer Schiffbaukunst und Schiffahrtskunde standen". Frühzeitig mögen sie andere Küsten aufgesucht haben, nachdem sie in den Buchten und den Inseln der westlichen Ostsee — man denke an das reich gegliederte Rügen — und der Nordsee ihre erste Schule auf leichten Booten durchgemacht hatten. Ein primitiver Handels-

*) Schrader, Vom Neuen Reich (darin: Die Deutschen und das Meer) S. 29 ff., vgl. auch schon Arnold a. a. O. S. 41 f.

**) Vgl. Schrader S. 31. Von Einbäumen spricht auch Velleius II, S. 107.

***) Anthropogeographie I², S. 328.

Digitized by Google

verkehr mag sich früh entwickelt haben, natürlich auch sein Vorstadium, die Plünderung fremder Küsten (so der belgischen), die Seeräuberei, die noch lange in diesen Gegenden heimisch war. Sie wird auch für die später die Küste bewohnenden Germanen wiederholt hervorgehoben, so von Plinius; die Chauken plünderten unter Kaiser Claudius die gallischen Küsten; ihnen taten es seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. die Sachsen, die als richtige Seebären von Sidonius geschildert werden und der Schrecken der gallischen Gestade waren, und später die Normannen nach. Auf den dürftigen Schiffen, die ihnen lieb waren wie dem Reiter sein Roß, fuhren sie weit hinaus, von den Sternen geleitet. Dieses ganze Seeleben gewann allmählich sicherlich eine immer reichere Entwicklung, und die Nachklänge solchen entwickelteren Lebens weist die Gudrun auf. Natürlich spielte in diesem Leben auch der Fischfang eine Rolle: insbesondere wird der Hering eine große Bedeutung gehabt haben, und der Reichtum der skandinavischen Küsten an diesen Fischen mag früh die germanischen Küstenfahrer angelockt haben. Sie mögen, wenn die Annahme, daß Skandinavien eigentlich Heringsaue bedeutet,*) richtig ist, dessen Küsten diesen Namen gegeben haben.

Jenes erste Stadium gemeingermanischen Seelebens aber müssen wir uns doch recht primitiv denken, und wie elend das Küstendasein wenigstens an der Nordsee gewesen sein mag, das zeigt die spätere Schilderung des Plinius von der chaukischen Fischerbevölkerung, die in gemilderten Zügen noch lange zutraf. Andererseits aber besaßen und schenkten schon damals diese Meere, Ostsee wie Nordsee, ein Gut, das ihren Gestaden eine besondere Bedeutung verlieh und diese zuerst mit einer fernen Kulturwelt in passive Berührung brachte, den Bernstein.

Das war auch für die Alten das Interessanteste an dem Bericht des Pytheas, daß er die Bernsteinküste des Skythenlandes — mit diesem Namen bezeichnete man auch die germanischen Lande — befahren habe. Pytheas, ein Kaufmann aus der rührigen Handelsstadt Massilia, der Konkurrentin der Phönizier, muß, wie erwähnt, als antiker Entdecker der Germanen gelten. Der leider verlorene Bericht über seine, wie es scheint, aus wirklichem Forschergeist heraus etwa um

*) Schrader, Reallexikon S. 333.

Digitized by Google

325 v. Chr. unternommene Nordlandfahrt*), von dem uns einiges namentlich bei dem ihm ungünstig gesinnten Strabo und bei Plinius, auch bei Diodor u. a. erhalten ist, hat seinerzeit wenig Glauben und kritische Gegner gefunden: es waren eben fabelhafte Lande für die Alten. Pytheas ist übrigens nicht, wie man wegen des Bernsteins und aus andern Gründen geglaubt hat, an der Ostsee gewesen, sondern an der Nordsee, an der auch heute noch Bernstein gefunden wird. Der Küste, die von den Teutonen bewohnt sei, berichtet er, lägen Inseln vor, so die Insel Abalos, die Bernstein in Masse besäße. Von hier käme er zu den Teutonen, die ihn dann über Land nach dem Süden verhandelten.

Aus ihren Sitzen an der Küste und in ihrem Hinterland breiteten sich nun die Germanen aus, hinein in das Innere des Landes, und mächtiger als die See wirkte auf sie das neue Element, in dem nun immer größere Teile von ihnen heimisch wurden, der Wald. Zwar der „Atem des Ozeans" (Hehn) reichte noch weit und erreichte sie noch lange. Von der See her stürmten die Winde über das norddeutsche Flachland bis zu den Mittelgebirgen; Nebel und Regen trugen die Feuchtigkeit weit in die Lande. Aber mehr und mehr erweiterte sich der Abstand von der See, und mehr und mehr wandte sich auch der Blick eines großen Teiles der Germanen von ihr ab. Es beginnt frühzeitig die Vorbereitung einer tiefen Spaltung der späteren Deutschen. An der See und in ihrem Gesichtskreis, ihr mit seinen Lebenszielen zugewandt, blieb der eine, konservativere, unkultiviertere Teil. Der andere stürmte nach Süden und Westen: er trat in Berührung mit neuer, viel höherer Kultur. In diesen Teil legte sich auch der politische und kulturelle Schwerpunkt deutschen Lebens. Die Stürme der Völkerwanderung und der Abzug von der Ostsee haben dann den binnenländischen

*) *Περὶ τοῦ ὠκεανοῦ πεπραγματευμένα.* Über Pytheas vgl. vor allem Müllenhoff a. a. O. I, S 211 ff., 307 ff., 364 ff., 476 ff., ferner L. Hoff, Die Kenntnis Germaniens im Altertum bis zum 2. Jahrh. n. Chr., Progr., Coesfeld 1890, und G. Hergt, Die Nordlandfahrt des Pytheas, Diss., Halle 1893. Ein neuerdings erschienenes Programm (Gymnasium in Pola) von G. Mair, Auf alten Handelswegen: Die Fahrten des Pytheas ins Zinn- und Bernsteinland, habe ich nicht einsehen können, ebenso nicht sein früheres Programm: Jenseits der Rhipäen. 1. Die Fahrten des Pytheas in die Nordsee. Villach 1893.

Digitized by Google

Charakter der deutschen Kultur verstärkt, die Zeiten des Kaisertums ihn gewaltig besiegelt.

Das war, als die Germanen sich im Binnenlande verbreiteten, noch nicht vorauszusehen. Die Richtung zur südlichen Kulturwelt hin war zwar gegeben, aber gerade die mächtigen Waldlandschaften und Waldgebirge schlossen die Germanen noch lange von ihr ab und hinderten eine rasche Berührung. Der Wald hatte schon in den ältesten Sitzen der Germanen seinen Einfluß geübt. Die kimbrische Halbinsel, Vorpommern, Mecklenburg, die Mark und die Gegenden an der unteren Elbe waren sicherlich waldbedeckt. Noch nach Adam von Bremen war Jütland z. B. waldstarrender als das übrige Deutschland. Durch die neu besetzten Landschaften im Süden und Westen wurde dieser Einfluß aber noch ungleich stärker. Schon die bei Plutarch erhaltene Schilderung des Posidonius von den Kimmeriern gibt eine richtige Anschauung: „Am Ende der Welt — ich folge Müllenhoffs Übersetzung — am äußeren Meere angesessen, bewohnen sie ein Land, schattig und waldreich und der Sonne überall wenig zugänglich wegen der Tiefe und der Dichtigkeit der Forsten, die sich einwärts, d. h. südwärts bis zu den Herkynischen erstrecken." Der Schilderung der Nekyia bei Homer liegen solche Gegenden zugrunde. Man darf sich freilich nicht das Land ausschließlich von Wald bedeckt und den Wald selbst düster und gespenstisch, voller Schrecken und Furchtbarkeit vorstellen. Allerdings wird durch das Zeugnis vieler Quellen noch für das 8. und 9. Jahrhundert das Vorhandensein einer außerordentlichen Waldmasse bestätigt, die aber nur durch ihre unendliche Verlassenheit schreckte und sonst allein von der noch zu schildernden Nützlichkeitsseite her betrachtet wurde. Bei der Schilderung eines tiefen Waldes in der Hölle fielen einem späteren Bischof alsbald seine Schweine ein.*) Entsprechend müssen wir für die Urzeit uns die Waldmasse noch größer, andererseits aber die Möglichkeit der Ansiedlung und primitiven Anbaus — das Feuer schuf am raschesten Platz (Brennwirtschaft) — nicht zu schwierig denken. Unbewaldeter Sumpf, steppenartige, die Viehzucht begünstigende Striche, Heiden, wo man wie im Lande der Chauken Torf brannte, nahmen zudem neben dem Wald

*) Vgl. O. Lauffer, Das Landschaftsbild Deutschlands im Zeitalter der Karolinger S. 77 f.

Digitized by Google

auch weite Strecken ein. Man muß aber weiter berücksichtigen, daß die vorgermanischen Bewohner des Waldlandes, also, soweit es von den Germanen neu betreten wurde, die Kelten, ihrerseits viel gerodet und urbar gemacht haben müssen. Freilich fielen die durch Brennwirtschaft zum oberflächlichen Anbau genutzten Teile des Waldes nach einigen Jahren wieder dem Walde zu. Land, das in feste Kultur übergegangen war, gab es noch nicht allzu reichlich: nach kurzer Anbauzeit nutzte man es überdies vor allem als Grasland. Dieses Weideland war natürlich noch nicht sehr umfangreich, wenn auch später Plinius die Herrlichkeit der Weiden Germaniens rühmen konnte. Im ganzen bleibt es durchaus bei der Mächtigkeit der Waldmasse, und auch des Plinius Bericht von den gewaltigen Bäumen solches Urwalds hat nichts Unwahrscheinliches. Diese Waldmasse war nun zweifellos von starkem Einfluß auf das Klima. Es war nicht nur die See, die Nebel und Regen sandte, nicht nur die Sumpflandschaft der Flüsse, die die Nebel steigen ließ; auch der große Waldbestand selbst beförderte die Feuchtigkeit. Auch hier sind die Berichte der Alten von der Masse der Niederschläge und der Feuchtigkeit, die im Westen übrigens größer sei, durchaus richtig. Und wieder ist bezeichnend, daß noch die Quellen des 9. und 10. Jahrhunderts über unaufhörlichen Regen klagen, über häufige Wolkenbrüche und sehr starke Gewitter.*) Die Feuchtigkeit des Bodens verraten auch noch die späteren Ortsnamen auf -bruch, -ried, -loch usw. Und daß den Bewohnern des sonnigen Südens dieses feuchte Land, das überdies eben durch seine Feuchtigkeit wie auch durch die nördlichere Lage viel rauher und kälter war — Europa war damals vielleicht überhaupt kälter als heute —, das ferner im Norden mächtig der Seewind oder im Osten die Stürme aus der weiten slawischen Ebene durchbrausten, nicht sympathisch war, ihrem Naturgefühl so gar nicht entsprach, daß sie seine Unwirtlichkeit und Unfreundlichkeit, zumal es sich um ein verachtetes barbarisches Land handelte, leicht übertrieben, das ist gewiß klar. Freilich wurden solche Schilderungen von den Alten oft urteilslos nachgeschrieben, und für unser Empfinden können sie überhaupt nicht maßgebend sein. Auch zeigen die noch zu

*) Vgl. H. Gerdes, Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur im Mittelalter. Bd. I, S. 343.

Digitized by Google

schildernden Kulturverhältnisse der Germanen, daß von wirklicher Unwirtlichkeit keine Rede ist. Schon die verhältnismäßig große Bevölkerung spricht dagegen, wenn auch, wie wir sehen werden, die Ernährung dieser wachsenden Bevölkerung eben durch den mühsamen Kampf mit der Waldmasse sehr erschwert wurde.

Die große Waldmasse, die auf der einen Seite, wie erwähnt, die Germanen lange abschloß, war andererseits doch auch für sie ein Schutz. Den römischen Heeren wurde später der Wald ein Schrecken. Der Wald war ferner für den äußeren Menschen von großer Bedeutung. Er bestimmte wesentlich den Charakter des Germanen als Jäger, den er freilich, wie noch zu zeigen sein wird, nicht ausschließlich trug. Des Waldes Tierreichtum war noch groß. Er beherbergte damals noch den Ur, den Bär, den Elch. Der Wolf war noch im Mittelalter eine arge Plage. Der Wald, in dem übrigens zu germanischer Zeit die Laubbäume (Buche, Linde, Eiche, Esche, Ulme, Erle u. a.) vor den Nadelbäumen (deren häufigster die auf feuchtem Boden gedeihende Tanne war) sehr überwogen haben, bestimmt das wirtschaftliche Leben des Germanen. Die Wirtschaftsgeschichte späterer Zeit stellt sich in erster Linie als ein Kampf mit dem Walde dar: er wird als Hindernis der wirtschaftlichen Kultur empfunden und wird ihr geopfert. Für die Urzeit aber erklärt gerade seine Masse, warum sich Ackerbau wie Viehzucht doch immer nur in geringem Maße entwickelten. Dafür bot er andere direkte wirtschaftliche Vorteile, auch abgesehen von der Ernährungsmöglichkeit durch die Jagd. Er war die unerschöpfliche und mit größter Sorglosigkeit ausgenutzte Vorratskammer, die das Material zu allen denkbaren Zweigen des Haushalts gab. Aus dem Holze des Waldes zimmerte der Germane sein Haus und stellte die primitiven Möbel her, auch wohl mancherlei Gerät, hölzerne Näpfe, Becher (Ahornbecher), Gefäße und Ackergeräte aller Art. Das Holz des Waldes, namentlich das Buchenholz, gab ihm das Heizungsmaterial, aber auch, besonders das Kienholz, sein Licht. Den Speer lieferte die Esche, aus Holz war der Schild, waren der Bogen (Eibenholz), die Pfeile. Daneben diente der Wald durch sein Laub, die Rinde seiner Bäume, durch Schwämme, Harz usw. wirtschaftlichen Zwecken der verschiedensten Art, durch den Honig der Bienen, durch seine Beeren natürlich auch der menschlichen Nahrung, durch seine Früchte, Eicheln und Buchekern, der Viehfütterung.

Digitized by Google

Er war der Aufenthalt der Schweine so gut wie der Pferde und Rinder. An der Küste und an größeren Flüssen lieferte er das Fahrzeug (Einbaum), und auch des Toten Behausung entnahm wohl der germanische Waldbewohner dem Walde (Totenbaum).

Durch die Jagd aber stählte das Waldleben die Tatkraft der Germanen, wie überhaupt das Land nichts oder wenig von selbst hergab und überall Ansprüche an die Ausdauer seiner Bewohner stellte. Das führt uns zu der Bedeutung des Waldes für den inneren Menschen. Sie ist nicht hoch genug zu schätzen, und wenn man sich vergegenwärtigt, daß man bei allen germanischen Stämmen eine ausgesprochene Liebe zum Walde findet, so wird man den Beginn ihres Waldlebens in eine möglichst frühe Zeit hinaufrücken, und, wie angedeutet, schon die Zeit des Küstenlebens von Anfang an mit einem solchen — noch heute umkränzen mächtige Buchenwälder die Ostsee — sich verbunden denken. Es ist sogar nicht abzuweisen, wenn man in der Liebe zum Walde einen spezifisch germanischen Zug sieht. Freilich ist ihm darin der ihm auch sonst verwandte Slawe ähnlich. Es ist ein tiefes und wahres Wort Riehls*), daß „in Rußlands undurchdringlichen Wäldern, deren inneres Dickicht nach den Worten des Dichters Mickiewicz ein so tiefes Geheimnis ist, daß es das Auge des Jägers so wenig kennt wie des Fischers Auge die Meerestiefe, die Zukunft des großen Slawenreiches verbürgt ist", und es läßt sich dieses Wort mit noch viel größerer Schärfe auf die germanische Urzeit anwenden. Hier liegt der große Gegensatz zur Antike, hier der noch heute erkennbare Gegensatz des Deutschen zum Italiener. Die Kahlheit der Berge entspringt im Süden einem wahren Haß gegen den Wald, und wenn sich heute Bewunderer ähnlicher waldentblößter Stellen in Deutschland, etwa der kahlen Berge bei Jena, finden, so fühlen sie undeutsch, fühlen sie künstlich südländisch. Was dem Deutschen der Wald ist, das hat der antike Mensch, obzwar er den Wald bei dem heißen Klima seines Landes als kühlen Zufluchtsort zu preisen weiß, nie empfunden. Es wäre ein Unglück für die Zukunft unseres Volkes, wenn ihm der Jungbrunnen seines Wesens, der Wald, durch die moderne industrielle Kultur genommen würde oder zu Ackerland sich wandelte. Heute gilt

*) Land und Leute. 10. Aufl. S. 49.

Digitized by Google

es nicht mehr zu roden. Und was nun so in das innere Wesen des Deutschen ein für allemal übergegangen ist, was die deutsche Dichtung bis heute besungen hat, die deutsche Malerei von Dürer und Cranach bis zu Böcklin stimmungsvoll wiedergibt, das ist aus der Urzeit ererbt und ein damals aus der Landesnatur erwachsener Zug. Überaus mannigfach aber mußte sich dieser innere Einfluß des Waldes äußern. Es ist die Waldeinsamkeit und die Waldestiefe, das Schweigen namentlich der mitteldeutschen Waldgebirge, wodurch innere Kräfte und Regungen der Seele geweckt wurden. Es ist die Ursprünglichkeit des Waldes, die die Seele frisch erhielt. Es ist das leise Waldesrauschen im Winde, das die Seele mit geheimnisvollen Schauern erfüllte und Sinnigkeit in sie legte, es ist das Sturmgebrause im Walde, das die Empfänglichkeit für das Unheimlich-Dämonische, für die gewaltige Wildheit übermenschlicher Gewalten im germanischen Menschen weckte und nährte. Es ist das Hochstrebende des Waldes, das die Phantasie beeinflußte, ein Einfluß, der vielleicht noch im gotischen Baustil nachklingt. Je mehr die Germanen in die Waldregionen eintauchten, um so mehr milderte sich weiter das Strenge, Harte und Rauhe, das das Seeleben großgezogen hatte, und ebenso das Schwermütige, Melancholische des Nordens. Das Waldgebirge mittleren Charakters machte sie aber auch kleinlicher, sondersüchtiger und verengte ihren Blick. Sie verloren den Eindruck der ungeheuren Flächen, den weiten Gesichtskreis, die verständige Nüchternheit, die der Norden bewahrte. Welche Stelle aber der Wald noch später im deutschen Leben und Denken einnahm, das beweist der Reichtum des Deutschen an Bezeichnungen für den Wald, das zeigen die Namen, Bilder und Worte, die er, seine Bäume, seine Tiere hergegeben haben. Hier, im Walde, dachte sich der Germane den Sitz der höheren Wesen, hier waren seine Kultstätten, hier viele seiner Gräber. Heilig nennt nicht nur die Poesie den Wald: zahlreich begegnen uns vielmehr entsprechende Benennungen bestimmter Wälder (Heiligenloh, der Heilige Forst bei Hagenau, dat hillige holt). In ihnen leben die alten heidnischen heiligen Haine fort, von denen schon Tacitus berichtet, und die ebenso noch Adam von Bremen kennt (lucos, quos nostri paludicolae stulta frequentabant reverentia), die aber, dem Waldleben der Slawen entsprechend, ebenso auch bei diesen vorkommen.

Indem die Germanen in das Waldland weiter und weiter

Digitized by Google

eindrangen und sich nach allen Seiten ausdehnten, gewannen sie eine neue größere Heimat. Nach Osten müssen sie sich früh ausgebreitet haben, aber, was kulturgeschichtlich wichtiger ist, bald auch nach Westen und Süden.*) Sie haben wahrscheinlich um 400 v. Chr. Nordthüringen besetzt, den Thüringerwald etwa seit 300, und um dieselbe Zeit zunächst die untere Weser mit dem Nordwesten bis zum Rhein. Im 2. Jahrhundert, nimmt man an, reichten sie bis zum Main, Erzgebirge und Riesengebirge, begannen aber bald nach Süden über die Mainlinie hinaus einzudringen und dehnten ihr Gebiet im 1. Jahrhundert v. Chr. schon über den Rhein, den sie weiter nördlich bereits früher überschritten hatten, bis in das Elsaß aus. Kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung zogen diese südlichen Teile auch nach Osten bis nach Böhmen. Das Volk, das sie seit etwa 400 v. Chr. aus all diesen Gebieten verdrängt hatten und das bisher, wie wir (S. 31 ff.) sehen werden, für sie von großer kultureller Wichtigkeit gewesen war, waren die Kelten. Im Nordosten aber waren seit langer Zeit ihre Nachbarn die Slawen, die, wenn man an einer Einwanderung der Germanen aus Skandinavien festhält, möglicherweise einst mit den Letten die Gebiete östlich der Oder innehatten, aber — die Letten im Norden, die Slawen im Süden — bereits im 6. Jahrhundert v. Chr. nach Osten und Südosten zurückgedrängt sein mögen. Im 4. Jahrhundert reichten die Germanen im Osten wohl jedenfalls bis zur Weichsel und bis zu den Gebirgen Schlesiens. Und hier verlieren sie sich in die weite Ebene hinein zu den Slawen, die im einzelnen von den Germanen nicht scharf unterschieden werden können. Die Alten warfen alle diese Völker unter dem Begriff der Skythen zusammen. Germanen kennen die griechischen Autoren bis auf Posidonius überhaupt nicht. In jenen Landen brachte man, ähnlich wie in Afrika, mit Vorliebe allerlei Monstra von Menschen und Tieren unter. Die Germanen lagen noch außerhalb des Gesichtskreises der antiken Kultur. Lange Zeit haben die Alten auch nicht zwischen Kelten und Germanen unterschieden. Wenn diesen Unterschied aber schon Cäsar feststellen konnte, so finden wir eine Sonderung der Slawen oder Wenden (Venedi)

*) Über die Ausbreitung vgl. u. a. Bremer a. a. O. S. 772 ff., 791 ff. und Kossinna a. a. O.

Digitized by Google

erst bei Plinius. Halten die einen nun ein anfängliches Zurückdrängen der Slawen für wahrscheinlich, so glauben andere wieder an eine frühzeitige Gegenbewegung der Slawen, wenn auch deren eigentliches Vordringen nach Westen erst viel später sich geltend macht.

Das Motiv der ganzen sich wie mit Naturnotwendigkeit vollziehenden Ausdehnung und Ausbreitung der Germanen war in erster Linie die Übervölkerung, dasselbe Motiv, das später die Völkerwanderung mit hervorrief, erklärlich durch den Widerspruch der von den antiken Autoren später hervorgehobenen Fruchtbarkeit der Germanen mit den Schwierigkeiten, die die große Wald- und Sumpfmasse den zu mehr als oberflächlicher Siedelung noch nicht geeigneten Menschen bot. Der rohe Anbau zwang zum Aufsuchen immer neuer Siedelungsplätze: man verstand noch nicht, ein und dasselbe Land dauernd auszunutzen. Die Art der germanischen Ausbreitung findet sich wieder bei Posidonius, dessen Bericht von dem „Mischvolk" der Keltoskythen man hier heranziehen muß, richtig geschildert:*) „auswandernd, nicht auf einmal und in einem Ruck und nicht in ununterbrochenem Zuge, sondern bei guter Zeit in jedem Jahr immer weiter vorwärts schreitend, hätten sie mit Krieg in langen Zeiten das Festland durchzogen." Ähnlich wie bei dem Ver sacrum zogen Teile des Volkes auf den Kriegspfad, sich eine neue Heimat zu suchen; ihnen folgten weitere Teile. Die früheren keltischen Bewohner wurden untertänig oder verdrängt; was sie Besseres besaßen, übernahmen die Germanen.

Bei dieser Ausbreitung der Germanen ist ein Teil um das Jahr 200 v. Chr. im Osten mit der antiken Welt in Berührung gekommen, ohne daß die Alten, die an die Züge der Kelten aus dem Norden her — im 3. Jahrhundert wandten diese sich auch nach Griechenland und Kleinasien — gewöhnt waren, in ihnen etwas anderes sahen, als eben Kelten: es waren die Bastarnen (vgl. Abb. 1) und Skiren, welche in den pontischen Gegenden etwa um 200 v. Chr. auftreten. Ihre Schilderung durch Polybius und andere zeigt ganz die Art der Germanen; ihre hünenhafte Größe, ihre außerordentliche Kriegslust, ihre Trunksucht und die Sitte, unter einem Herzog in den Krieg

*) Übersetzung nach Müllenhoff II, S. 169 f.

Digitized by Google

zu ziehen und Weiber und Kinder mit sich zu führen — alles verrät Germanen. Im Westen aber vollzogen sich die Vorgänge in der Hauptsache, ohne daß die antike Kulturwelt etwas merkte. Von den Kelten spürte man früh etwas, aber

Abb. 1. Bastarne vom Tropaeum Trajani. (Nach Tocilescu bei Heyne a. a. O. III, S. 253.)

die Germanen waren anfangs bis zu dem Einfall der Kimbern und Teutonen — jener Zug der Bastarnen muß außer Betracht bleiben — hinter ihren Waldgebirgen den Augen der Alten entrückt.

Waren sie deshalb auch allen Beziehungen zu einer höheren Kultur entrückt? Diese Frage führt uns auf die große Bedeutung der so oft unterschätzten oder übersehenen Kultureinflüsse.

Digitized by Google

II. Kapitel.

Frühe fremde Einflüsse. Quellen für die germanische Kulturgeschichte. Die wirtschaftliche Kulturstufe der Germanen.

Kein Volk hat seine Kultur nur aus sich selbst heraus entwickelt, so wenig wie der einzelne Mensch nur sich das, was er ist, verdankt. Die Übertragung von Kulturgedanken und Kulturgütern von einem überlegenen Volke auf das andere wie die wechselseitige, vielverschlungene Beeinflussung benachbarter Völker sind Faktoren von allergrößter Wichtigkeit in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit wie der Einzelvölker. Sie vor allem weisen auf das Band, das die Menschheit einheitlich umschlingt. Der Verkehr macht die Kulturgeschichte. Weit über das Gebiet des Wissens, der Technik, der materiellen Güter geht die Beeinflussung hinaus, sie berührt auch das innere Wesen der Völker, ja sie wandelt den Boden, auf dem sie wohnen, die Tiere und Pflanzen des Landes, die der naive Mensch als von jeher unverändert betrachten möchte. Für die Entwicklung des deutschen Menschen ist die Wichtigkeit der fremden Kultureinflüsse im allgemeinen für die historische Zeit öfter gewürdigt worden. „Wir bauen den Acker nicht," hat Kaufmann*) treffend gesagt, „wir schließen kein Handelsgeschäft, wir gehen keine Ehe ein, wir machen kein Gedicht, wir geben kein Gesetz, wir sprechen kein Gebet: ohne uns bald altrömischer, bald italienischer, bald französischer, bald jüdischer, bald arabischer Formen zu bedienen oder uns solchen Vorstellungen hinzugeben." Gerade dem allem Fremden von jeher geneigten Deutschen scheint von außen mehr überkommen zu sein als anderen Nationen: aber er hat auch von jeher ein so ungeheures Kapital von nationaler Eigenart aufgewiesen, daß er jenen oft mehr

*) A. a. O. I, S. 5.

Digitized by Google

gegeben hat, als er von ihnen empfing, daß die deutsche Kultur, die zuzeiten fast zu einer fremden geworden zu sein schien, doch immer wieder und überraschend schnell nach Verarbeitung des Fremden nationale Blüteperioden aufweisen konnte. Durch dieselbe starke Eigenart ist die im Laufe unserer Geschichte sich ergebende starke Vermischung mit fremden Volksteilen, insbesondere mit den Slawen, derentwegen man einen sehr erheblichen Teil unseres Volkes als undeutsch hinstellen könnte, immer wieder wettgemacht worden. Auch der spätere Romanismus, die völlige Abhängigkeit unserer Kultur von der antiken, hat doch das deutsche Wesen nicht vernichtet. Zwischen den Germanen der Urzeit und uns ist in Wahrheit noch immer ein tiefer, unausrottbarer Zusammenhang. Vielleicht hat man auch für manche Zeiten den fremden Einfluß überschätzt. Immerhin wird man in der Einschätzung fremder Kultureinflüsse gerade für Deutschland nicht leicht zu weit gehen können. Allzu häufig begnügt man sich aber mit allgemeinen Äußerungen über das Vorhandensein, die Höhe und Stärke solcher Einflüsse, während gerade die Anführung von Einzelheiten erst den richtigen Einblick in die Strömung gewähren würde.

Wie betont, scheint schon der Nationalcharakter des Deutschen ihn zur Aufnahme fremder Einflüsse besonders geeignet zu machen; als ein weiteres sie begünstigendes Moment kommt aber auch eine geographische Bedingung, die zentrale Lage seiner Heimat, hinzu, auch schon für die Zeit vor der ersten Berührung mit den Römern.

Denn lange vor den Einwirkungen der römischen Kultur bestanden schon andere, die im einzelnen genau und sicher aufzudecken freilich kaum jemals gelingen wird. Trotz der Sicherheit der Linguisten und der Archäologen werden die Historiker auch hier wieder guttun, diesen Dingen gegenüber sich einige Zurückhaltung aufzuerlegen. In sehr früher Zeit hat der Orient mit seiner entwickelten Kultur auf das ganz unzivilisierte Europa überhaupt gewirkt, und die Wellen solcher Einflüsse mögen sich selbst bis zum Norden erstreckt haben. Weiter aber hat der Germane vor allem von der Kulturwelt des Mittelmeeres sehr frühzeitig Anregungen empfangen und materielles Kulturgut übernommen. Es war das alte Element des Handels, das solche Einflüsse mit sich brachte. Schon in der Steinzeit mögen die Menschen gegen Feuersteinwaren, Muscheln

Digitized by Google

und auch bereits gegen Bernstein, der zu dieser Zeit, freilich in geringem Maße, schon bis zur Schweiz gedrungen ist, Tonwaren u. a. eingetauscht haben. Den Anstoß zu weiterer Entwicklung aber gab eben jenes Gut, das die See den Germanen spendete, der Bernstein.*) Seine Rolle entspricht dem Eindringen der Metalle in den Norden: er war das gegebene Tauschäquivalent gegen das Gold und vor allem die Bronze, die nun in den Norden, wie er in den Süden zog. Er wurde frühzeitig der Gegenstand des damaligen Welthandels, wie man z. B. Bernstein in Menge in den mykenischen Königsgräbern gefunden hat — er kam auch zuerst nach dem Balkan und in jenen mykenischen Kulturkreis. Er gewann so fast dieselbe Bedeutung wie das seltene Zinn, dessen man zur Herstellung der Bronze bedurfte und das man seit uralter Zeit aus dem keltischen Westen bezog. Der Bernstein kam, wie schon betont, keineswegs nur von der Ostsee — Plinius erst nennt den samländischen ausdrücklich —, sondern vielleicht noch recht lange Zeit fast allein von der Nordsee. Auf direkten Wegen ist er wohl kaum in die alte Kulturwelt gelangt. Er war zwar, wie schon Homer bestätigt, ein wichtiger Artikel des großen phönizischen Handelsvolkes, aber man darf die Ausdehnung der phönizischen Handelsreisen nicht überschätzen. Direkte Beziehungen der Phönizier zu den Germanen über See darf man trotz ihres Überschreitens der Säulen des Herkules, trotz ihrer Fahrten zu den Zinninseln, den Kassiteriden, trotz der frühzeitigen Entdeckungsfahrten des Karthagers Himilko und trotz des Umstandes, daß die Phönizier wohl zuerst und allein von den nordischen Völkern bessere Kunde hatten, nicht annehmen. Der Bernstein wird vielmehr vor allem auf dem Landwege, den Rhein herauf, die Rhone herab, nach dem ligurischen Süden und der Poebene gekommen und dort ein Handelsartikel der Phönizier geworden sein. Ein zweiter bedeutenderer Landweg für den Handel mit dem Nordseebernstein, und zwar vielleicht der älteste, ist sodann ein östlicher gewesen, die Elbstraße

*) Über den Bernstein vgl. Müllenhoff a. a. O. I, S. 212ff. (über Nordseebernstein ebd. I, S. 482), ferner Hoff a. a. O. an verschiedenen Stellen. Betreffs der Phönizier hat Müllenhoff (vgl. I, S. III) die ausgesprochene Absicht, „den ausschweifenden Vorstellungen von der Ausdehnung der phönikischen Handelsreisen in den Norden ein Ziel zu setzen."

Digitized by Google

nach Böhmen und Mähren und weiter über Norikum. Nicht unmöglich scheint es aber doch, daß die karthagischen Phönizier später gelegentlich zur See über die britischen Zinninseln hinaus Vorstöße bis zur Nordsee gemacht haben. Als die Griechen die Phönizier im Westen zu verdrängen begannen, folgten sie, namentlich die Massilioten, diesen alten Straßen, bis auch sie gelegentlich, eben mit Pytheas, die Nordsee erreichten. Wenn die Griechen anfangs im wesentlichen durch die Phönizier den Bernstein erhielten, so scheint doch auch bald ein dritter Importweg bestanden zu haben und zwar über den Pontus her, an dem sich griechische Kolonien festgesetzt hatten und einen lebhaften Handel betrieben. Aber keineswegs ist hier an einen regen Verkehr nach dem Norden hin zu denken. Diese Gebiete blieben den Griechen Terra incognita, und wenn man auch neuerdings die direkten Handelsbeziehungen über Land mit der Ostsee, namentlich mit Samland, in frühere Zeiten hinaufrückt, als das noch Müllenhoff getan hat, so wird der Bernstein vorwiegend doch auf indirektem Wege über Zwischenstationen nach dem Pontus gelangt sein, ebenso wie griechische Kunstarbeiten und griechische Münzen — man hat solche aus dem 5. und 6. Jahrhundert v. Chr. bei Bromberg, auch sonst altgriechische Münzen vereinzelt in jenen Gegenden gefunden — auf ähnlichem Wege nach dem Norden gekommen sein mögen. Übrigens bestehen bezüglich der Funde von voraugusteischen Münzen erhebliche Zweifel, und es scheint aus ihnen ein Beweis für einen frühzeitigen Verkehr mit dem Süden nicht abgeleitet werden zu dürfen. Es wird der Bernstein eher von der Nordsee auf dem erwähnten östlichen Verkehrsweg zu Lande zum Adriatischen Meer gelangt sein, von woher die Griechen ja namentlich den Bernstein bezogen. Diese sogenannte Bernsteinstraße ging von der Adria nach Nordosten in die Steiermark, weiter zur Donau und dann die March hinauf Die Importeure des Bernsteins auf diesem Wege waren die Etrusker, die den Bernstein so reichlich einführten, daß die Griechen in Entstellung einer besseren Überlieferung den Po für seinen Fundort halten konnten. Wie vom Pontus, könnten ja allerdings auch von der Adria her direkte Beziehungen zur Ostsee bestanden haben. Es scheint aber überhaupt nach den antiken Quellen, als ob die Ostsee als Bezugsland des Bernsteins erst um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. den Alten bekannt geworden ist.

Digitized by Google

So berichtet Tacitus von den Ästiern, daß sie den Bernstein ruhig hätten liegen lassen, bis ihn römische Üppigkeit in Ruf brachte, und sehr darüber verwundert gewesen seien, daß man ihnen Gold dafür bot. Aber solche und ähnliche Äußerungen könnten ebensogut nur für den außerordentlichen Aufschwung dieses Handels in der römischen Kaiserzeit sprechen, deren Luxusbedürfnis einen ganz anders gearteten direkten Import hervorrief; überschätzen darf man freilich den Bernsteinhandel der Kaiserzeit nicht. Seinem Aufschwung entspricht jedoch, daß um diese Zeit umgekehrt römisches Gut in großer Menge in jene Lande strömte, wovon noch heute die zahlreichen Funde zeugen. Aber diese anscheinend neuen Handelswege über die Donau bei Carnuntum, dem Donauübergangspunkt der alten Bernsteinstraße, zur Weichsel und weiter sind besser wohl als Wiederaufnahme älterer, spärlicherer Handelsbeziehungen aufzufassen, die ja auch, wie betont, wesentlich nur indirekte gewesen sein mögen. Was z. B. die zuletzt erwähnten Etrusker betrifft, so werden sie ihre direkten Beziehungen so wenig wie über die Alpen über die Donau ausgedehnt haben: weiter hinaus, und ähnlich bezüglich des Weges vom Pontus her, war das Arbeitsfeld des kleinen fahrenden Händlers, der mit kleinen Lasten unwegsame Gebiete durchschritt. Daneben wurde zwischen den Stämmen selbst getauscht.

Wenn so also der Bernstein und ebenso das nordische Pelzwerk — dieses freilich oft nur aus zweiter Hand, denn die wichtigste Pelzquelle war der Nordosten, wo Pelzwerk von jeher als Zahlungsmittel galt — nach dem Süden gelangte, so kam manch nützliches Gerät und manch gleißender Tand als Gegengabe zu den Germanen. Früh muß auch der Südosten den Ostgermanen infolge dieses Verkehrs als ein begehrenswertes Gebiet erschienen sein. Wenn bald nach 200 v. Chr jene unzweifelhaft germanischen Bastarnen*) nach Südosten, von den Slawen nicht gehindert, vorrücken und an der Donau erscheinen, so läßt sich dieser Zug mit einer solchen Anziehungskraft der südlichen Kultur ganz wohl in Zusammenhang bringen. Ob man etwa auch höhere Kultureinflüsse, z. B. bezüglich der Schrift, an diesen östlichen Verkehr knüpfen kann, bleibe

*) Siehe S. 19. Vgl. über sie noch Müllenhoff a. a. O. II, S. 219 ff. und Henning in Westd. Ztschr. Bd. 8, S. 44.

Digitized by Google

dahingestellt. Im einzelnen nun abzumessen, was der Germane diesen frühen Handelsbeziehungen im Westen wie im Osten zu verdanken hat, ist unmöglich. Was derartige Völker von Völkern höherer Kultur immer am ehesten begehren, ist glänzender Schmuck und Metall. Gold- und Bronzesachen, weiter aber überhaupt Metallgegenstände und -geräte, Waffen und Werkzeuge mögen so allmählich in steigendem Maße Eingang gefunden haben. Es ist aber darüber hinaus außerordentlich viel, was im Laufe der Zeit im äußeren Leben wie für die Erweiterung der Anschauungen solchem Verkehr verdankt werden kann, und nicht wenig in Wohnung, Kleidung usw., auch in der Sprache, das ursprünglich erscheinen möchte, ist nichts als entlehntes Gut. Der Fortschritt wird nicht immer aus eigener Kraft gemacht: Erfindung ist minder häufig als Entlehnung oder Nachahmung. Wie lebhaft importiert wurde, das beweisen in äußerer Beziehung die sogenannten Depotfunde, Funde von Vorräten wandernder Händler, namentlich in Waffen, Schmuck, Geräten bestehend. Freilich hat man diese zuweilen von Steinplatten bedeckten Funde auch als Schätze, die man vor Feinden versteckte, oder als Votivgaben für die Götter aufgefaßt. Weiter zeugt aber die Sprache dafür, wie eifrig der Deutsche in den mannigfaltigsten Beziehungen im Aneignen fremden Kulturguts schon zu den ältesten Zeiten gewesen ist. Und keineswegs beschränkt sich dieses Aneignen auf die Güter jener südlichen Kulturwelt: viel mehr entnahm er seinen Nachbarn, dem Slawen und vor allem dem Kelten, der seinerseits freilich nicht nur eigenes, sondern namentlich wieder fremdes, höheres, ihm schon vertrauter gewordenes Gut übermittelte.

Für die südlichen Kultureinflüsse hat man früher das handelsmächtige Etrurien, das, seinerseits von Griechenland beeinflußt, zugleich Sitz einer außerordentlich entwickelten Industrie war, als Hauptausgangspunkt angesehen, soweit Handelsbeziehungen in Frage kommen. Die Metallgegenstände, vor allem die Bronzen, die man in vorrömischen Gräbern und sonst fand, galten als Exportwaren aus der Poebene, in der sich jene leistungsfähige Industrie besonders konzentrierte, und von wo aus seit alten Zeiten jener Verkehr in die Alpen hinein, die keineswegs verkehrshemmend waren, stattfand. Indessen haben die Etrusker oder, besser gesagt, die Italiker direkt wohl nur mit den Alpenvölkern gehandelt, von denen dann

Digitized by Google

weitere Handelsbeziehungen nach Norden gingen. Der Hauptverkehr ging auch nicht über die Alpen, sondern um sie herum. Überdies scheint bezüglich des ganzen Verkehrs vor dem südlichen Import ein *südwestlicher* zu überwiegen, der schon sehr alt sein muß und für den namentlich der Aufschwung und der Verkehr von *Massilia* — auch die Etrusker haben sich der Vermittelung der Massilioten bedient — von großer Bedeutung sind. Immer aber ergibt sich, daß weder der südliche noch der bedeutendere südwestliche Import den Kultureinflüssen des *Ostens* gleichstehen. Von hier aus scheint doch das meiste eingeströmt zu sein.

Es fragt sich nun, ob man sich *von der Art wenigstens des materiellen fremden Kulturguts eine bestimmte Vorstellung* machen darf, und diese Frage führt uns auf das *Gebiet der archäologischen Funde*, ein neuerdings fester und systematischer in Angriff genommenes, aber von den Historikern immer noch mit Vorsicht zu betretendes Gebiet. Man ist längst davon zurückgekommen, bestimmte Stufen der prähistorischen Kultur bestimmten Völker zuzuweisen, und etwa als Träger der Stein-, Bronze- und Eisenkultur sich verschiedene Völker ablösen zu lassen; man ist aber andererseits überhaupt noch nicht in der Lage, bestimmte Kulturperioden mit Sicherheit ethnographisch zu bestimmen. Es ist an dieser Stelle ohne weiteres davon abzusehen, die Germanen in irgendein Verhältnis zur Steinzeit, selbst zu der jüngeren, für die man die Anwesenheit der Germanen in den oben bezeichneten Sitzen als wahrscheinlich annimmt, zu setzen. Es haben zu dieser Zeit übrigens bereits Handelsverbindungen zwischen Süd und Nord, wie der in den frühesten Pfahlbauten, freilich selten, vorkommende Bernstein zeigt, bestanden. Im allgemeinen ist ein Begriff wie die Steinzeit ein ganz relativer ebenso wie die der Bronze- und Eisenzeit. Es sind kulturelle Zustände äußerer Art, die sich je nach der Verkehrsmöglichkeit über verschiedene Völker ausbreiten, für den kulturellen Charakter einer bestimmten Zeit aber nicht allzuviel besagen. Es lassen die Archäologen bekanntlich nach einer im ganzen weniger wichtigen Kupferperiode, deren Kultur übrigens ganz vom Import abhängig zu sein scheint, eine meist an die jüngere Steinzeit direkt anknüpfende Bronzezeit in verschiedenen Abstufungen folgen. Die den äußeren Schmuck des Lebens mächtig fördernde, das

Digitized by Google

Erwachen höheren Geschmacks zeigende Bronzekultur ist eine sich seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. über das Mittelmeergebiet, Mittel- und Nordeuropa erstreckende Kultur von einer trotz vieler natürlichen Differenzen ziemlich einheitlichen und überall schönen Natur. Der mykenische Kulturkreis scheint ihr eigentlicher Ausgangspunkt zu sein; für Westeuropa ist dies aber zunächst Italien, das den nördlichen Ländern voranging. Nach den chronologischen Abgrenzungen der Archäologen müßten die Funde bereits der frühen nordischen Bronzezeit (1600—1400 v. Chr.) auf Besitzer germanischer Abstammung weisen. In dieser frühen Zeit müßte also ebenfalls schon im Eintausch gegen den alles verschaffenden Bernstein Bronze importiert sein. Wie erwähnt, läuft das Auftreten der Bronze wie des Goldes im Norden und des im Süden erst jetzt stärker nachweisbaren Bernsteins dort ganz parallel. Nun tritt aber im skandinavischen Norden der überhaupt geringe südliche Import, wenigstens der fertigen Stücke, zurück gegenüber einer nur den Import roher Bronze benutzenden, sonst auf selbständigen Guß zurückgehenden eigenartigen Entwicklung, die es zu höheren Leistungen bringt. Schon in der „älteren" Bronzezeit (1400 bis 1000 v. Chr.) begegnen eigenartige, wunderschön gearbeitete Waffen und Schmucksachen. In Südschweden, Dänemark, namentlich Jütland, und in Mecklenburg entfaltet sich eine sehr merkwürdige reiche nationale Blüte der Bronzekunst. Sie entspricht einer auch sonst, z. B. durch Bilderinschriften auf Felsen, wahrscheinlich gemachten, etwas entwickelteren Kultur, die auch den Ackerbau pflegt und von einer zahlreichen Bevölkerung getragen wird. Freilich widerspricht die Roheit dieser Felsenzeichnungen der künstlerischen Höhe der Ornamentierung der Bronzefunde. Das Problem, das diese bieten, glaubt man neuerdings durch die Annahme östlicher Einflüsse, die die mykenische Kultur hier im Norden wieder erstehen lassen, lösen zu können,*) während man die südlichen Einflüsse nur für

*) Vgl. das soeben in deutscher Übersetzung und damit überhaupt zum erstenmal erschienene bedeutsame Werk von Sophus Müller, Urgeschichte Europas, Grundzüge einer prähistorischen Archäologie, Straßburg 1905, das ich leider sonst nicht mehr benutzen konnte, S. 94: „Die Grundlage dieser Kulturgruppe muß in den Mykenä-Elementen liegen, die sich im 2. Jahrtausend über Ostmitteleuropa verbreitet hatten, von dort wieder weiter nach Norden vordrangen

Digitized by Google

Mitteleuropa und den Nordwesten, deren Bronzeerzeugnisse bei weitem nicht die nordischen erreichen, gelten läßt. Die jüngere nordische Bronzezeit wäre dann auch nur die Fortsetzung der älteren; sie zeigt ebenfalls schöne Eigenart und künstlerische Höhe. Sie steht auch für sich, während die übrigen Länder von den starken südlichen Kultureinflüssen, wie sie die Hallstattkultur kennzeichnen, erfaßt werden, hat zugleich etwas Rückständiges, wie das Fehlen des Eisens und die Dürftigkeit der Keramik zeigen. Aber trotz der eigenartigen Entwicklung auch in dieser Zeit machen sich südliche Einflüsse sehr erheblich geltend, so in den Menschen- und Tierdarstellungen (Vogelbilder). Das Material nicht nur, auch fertige Geräte mögen häufig genug gegen den Bernstein (aus Westjütland) eingetauscht sein, daneben aber edles Metall, wie Gold und Silber, und endlich Perlen.

In den anderen Ländern aber stieg der südliche Einfluß immer mehr. Er zeigt sich eben vor allem in der sogenannten Hallstattkultur (nach den reichen Funden bei Hallstatt im Salzkammergut benannt) (8.—5. Jahrhundert v. Chr.). Die Hallstattkultur ist eine keineswegs für die von den Kelten eben besiedelten östlichen Alpengegenden allein charakteristische Kultur, sie erstreckt sich vielmehr, von Norditalien ausstrahlend, über nördlichere Gebiete überhaupt und stellt eine Mischkultur, in der neben der Bronze nunmehr das Eisen eine Rolle spielt, dar.*) Die italische Industrie stellte die griechischen Bronzegeräte jetzt direkt als Exportstücke in Masse her, brachte sie aber, wie (S. 26) erwähnt, keineswegs selbst nach Norden. Diese Bronzegefäße italischen Fabrikats treten im deutschen Norden in der jüngeren Bronzezeit zahlreich auf. Es sind andererseits alle die kleinen getriebenen

---

und hier die große Spiral-Bronzezeit hervorriefen." . . . „Der Teil des mykenischen Kulturbestandes, der von den näher wohnenden Völkern übernommen werden konnte, ist zuerst von diesen Stämmen behandelt worden und erfuhr sodann im Norden nicht Nachahmung, sondern eine Renaissance, Jahrhunderte nach der Ausbildung des Grundstoffes in Griechenland." Müller nimmt als Faktoren dieser Entwicklung nicht nur älteren Wohlstand und die vorhandenen natürlichen und geographischen Bedingungen für eine Kulturfteigerung sowie die Rolle des Bernsteinhandels von Westjütland aus an, sondern möchte auch einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Ausgangspunkt im Südosten durch persönliche Verbindungen vermuten.

*) Mit dem Vorstehenden berichtige ich meine Geschichte der deutschen Kultur S. 4.

Digitized by Google

Vasen und Schalen sowie die großen, oft künstlerischen Gefäße und Kannen aus Bronzeblech aus der Hallstattperiode nicht nur italischen Ursprungs, vielmehr machte man sie bald an Ort und Stelle nach, wenn auch der einheimische Guß bei weitem nicht die Höhe der einheimischen Keramik erreichte. Die Hallstattkultur, deren jüngere Periode das Eisen in immer größerem Maße für die Waffen verwendet, hat aber im ganzen, wie gesagt, auf den germanischen Norden, wenn auch Importwaren im Hallstattstil bis dorthin gelangt sind, wenig gewirkt, mehr auf den bis dahin anscheinend noch in Zuständen der Steinzeit befindlichen deutschen Osten (Schlesien, Posen und Westpreußen) und, wie auf Westeuropa, auf den Süden Deutschlands. Es hat übrigens eine Zeit gegeben, in der man alles, was in Deutschland an Erzeugnissen der Bronzezeit gefunden ward, für importiert hielt. Diesem früheren Dogma der Prähistoriker entspricht eine Anschauung, wie sie Lindenschmit*) vorträgt: „die sogenannte Bronzeperiode erscheint uns als die Zeit eines belebten Verkehrs des Handels und der Industrie der Mittelmeervölker nach dem Norden," eine Anschauung, die immerhin einen berechtigten Kern in sich schließt. Heute ist man eher geneigt, in der Regel eine einheimische Herstellung der Bronzegeräte anzunehmen und dabei — auch abgesehen von der nordischen Bronzekultur — die selbständige Entwicklung der einzelnen Gegenden zu betonen. Und wenn schon die Funde von Gußformen, Gußzapfen, Rohmaterial usw. unzweifelhaft dafür sprechen, daß Metallgegenstände auch an Ort und Stelle hergestellt wurden, so ist auch der Fortschritt von der Benutzung eingeführter Geräte zum Versuch der Nachahmung ein zu natürlicher, als daß man die Annahme ausschließlichen Imports nicht zurückweisen sollte. Es handelt sich ja auch nicht um gänzlich unkultivierte Völker. Andererseits bleibt, wie gesagt, der Import für die technisch und künstlerisch höher stehenden Typen, die weder mit der Entwicklung der sonstigen Kultur noch mit dem Mangel an plastischer Betätigung noch mit der damaligen Stufe der Keramik harmonieren, doch recht wahrscheinlich. Wie so viele schon berührte Fragen ist auch

*) A. a. O. S. 54. Ein Hauptvertreter des etruriſchen Imports für alle nördlichen Bronzen war seinerzeit Genthe, Über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden (Frankfurt a. M. 1874).

Digitized by Google

diese Frage der Herkunft der Metallgeräte noch keineswegs sicher gelöst.*)

Eines darf aber als sicher angenommen werden: sowohl für den Import aus Süden, aus Westen und auch aus Südosten wie für die Kulturbeziehungen zu jener höheren Kulturwelt überhaupt ist der Südgermane, wenigstens in den letzten Jahrhunderten v. Chr., im wesentlichen auf die Vermittelung eines anderen Volkes angewiesen gewesen, das als ein höher kultiviertes ihn überhaupt stark beeinflußt hat, auf die Kelten.**) Vielleicht gab es eine Epoche, in der die Kelten über Teile der Germanen herrschten: lange Zeit müssen sie jedenfalls ein ihnen überlegenes Volk gewesen sein. Dabei bestand beinahe zwischen beiden eine über nachbarliche Einflüsse hinausgehende Kulturgemeinschaft, die sich z. B. in der Namengebung äußert. Aber die äußere Machtstellung der Kelten ging seit dem 4. Jahrhundert infolge mangelnder Widerstandskraft rapide zurück. Gerade West- und Süddeutschland, das ihr erstes Hauptgebiet gewesen zu sein scheint und von wo sie sich nach Westen und Süden wie nach Südosten bis in die Balkanhalbinsel hinein ausbreiteten, ging an die Germanen schrittweise verloren. Die Kelten scheinen dabei anfangs ganz und gar gewichen oder verdrängt worden zu sein, und eine stärkere Vermischung von Germanen und Kelten kann erst im Westen und Süden, am Rhein und an der Donau, eingetreten sein. Möglicherweise hat auch eine freiwillige langsame Räumung der rechtsrheinischen Gebiete stattgefunden, vielleicht infolge Nachrückens nach dem Westen, der durch große Auswanderungen entleert war. Vor allem wirkte, wie auch schon die Alten meinten, der Anreiz der südlichen Kulturwelt, mit der die Kelten viel früher als

*) Zur Frage der Herkunft der Metallgeräte, die nördlich der Alpen gefunden werden, vgl. neuerdings u. a. K. Schumacher, Die Handels- und Kulturbeziehungen Südwestdeutschlands in der vorrömischen Metallzeit (Neue Heidelberger Jahrbücher IX, 2) und namentlich für den skandinavischen Norden Sophus Müller, Nordische Altertumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig-Holstein. Deutsche Ausgabe. Bd. I. Straßburg 1897. S. 217 ff.

**) Vgl. u. a. Henning in Westdeutsche Zeitschrift Bd. 8, S. 29 ff.; A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen. 3 Bde. Berlin 1895; auch A. Bachmann, Gesch. Böhmens I, S. 17 ff.; Much, Deutsche Stammeskunde S. 41 ff.

Digitized by Google

die Germanen rege Handelsbeziehungen hatten. Durch ihre gewaltsamen Vorstöße, namentlich jene Einfälle in Italien, um 400 v. Chr., traten sie auch viel früher in den Gesichtskreis der alten Welt und stehen so viel länger „im Lichte der Geschichte". Indessen darf man auch in bezug auf die Kelten die Warnung vor allzu großer Sicherheit der Annahmen wiederholen. Ob die Kelten rasch oder langsam, kämpfend oder freiwillig zurückgewichen sind, ob man wirklich alles das als keltisch bezeichnen darf, was Philologen und Archäologen dafür ausgeben, dies und anderes ist keineswegs sicher zu entscheiden. Wenn Müllenhoff das keltische Gebiet nach den Orts- und Flußnamen abgrenzt, Meitzen nach der Ansiedlungsweise (Einzelhöfe) und den Haustypen, so ergeben sich dabei keineswegs die gleichen Gebiete. Von den Rassenmerkmalen der Anthropologen ist gar nichts zu halten. Auch für das, was im folgenden über die kulturellen Einflüsse der Kelten gesagt wird, kann nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit angenommen werden. Zunächst sind, wie betont, Kelten und Germanen in vielen Beziehungen einander ähnlich gewesen. Von den antiken Autoren hat erst Cäsar eine genaue ethnographische Unterscheidung beider Völker gegeben, aber noch Strabo nennt die Germanen von den Kelten wenig verschieden, jene seien wilder, größer und blonder: „sonst an Gestalt, an Sitte, an Lebensart ihnen ähnlich". Man müßte danach, wie es auch von einigen Forschern geschehen ist, für beide Völker eine ziemlich gleiche kulturelle Stufe annehmen. Indessen beruht eben jene Kulturverwandtschaft zum großen Teil vermutlich auf der kulturellen Abhängigkeit der Germanen, und diese steigerte sich um so mehr, als der ältere germanische Verkehr von der Ostsee nach Südosten in den letzten Jahrhunderten v. Chr. wohl zurückging, während die Kelten in dieser Zeit in immer engere Fühlung mit der südlichen Kultur traten. Auf die raschere Annahme der Mittelmeerkultur gründete sich der wachsende Unterschied zwischen Kelten und Germanen. Zunächst hatten die Kelten jene Kultur als Söldner Karthagos oder der sizilischen Tyrannen kennen gelernt. Dieses Söldnertum beförderte zugleich den ihnen innewohnenden und sie den Germanen wieder ähnlich machenden kriegerischen Zug. Die Kelten wurden ein ausgeprägt militärisches Volk. Schon der alte Cato hebt dies Moment neben der Zungenfertigkeit als charakteristisch für die Gallier hervor. Dieser Zug nun sowie eine anscheinend früh ausgeprägte und

Digitized by Google

durch eine heitere, gesellige Anlage verstärkte Neigung zum Luxus, zu Prunk und schmückendem Tand, zu äußerlichen Eitelkeiten, auch eine gewisse phantastische Art haben zur Ausbildung einer nicht geringen Metalltechnik früh beigetragen. Unter den prähistorischen Kulturperioden wird allgemein die La-Tène-Kultur — nach den Funden von La Tène in der Nähe Neuchâtels so bezeichnet — als eine solche der Kelten angenommen; wenigstens mag sie für dieses Volk besonders charakteristisch sein. Es ergibt sich aus der nunmehr bedeutenden Eisentechnik namentlich eine Pflege der kriegerischen Rüstung. Aus Eisen sind aber nicht nur die Waffen, deren wichtigste jetzt das mächtige Schwert ist, sondern auch die Gegenstände des Schmucks. Waren die Kelten in der Anwendung des Eisens*) — insbesondere spielte das norische Eisen eine große Rolle — den Germanen vorangegangen, so haben sie diese naturgemäß auch darin beeinflußt. Die germanischen Eisenfunde der La-Tène-Zeit zeigen solchen Einfluß deutlich; auch das Wort Eisen ist keltisch. Überhaupt wächst in dieser Zeit, die ein Vordringen der Germanen auf Kosten der Kelten zeigt, deren kultureller Einfluß gleichwohl außerordentlich. Die La-Tène-Kultur, die allmählich das deutsche Gebiet durchdringt und auch die Formen der eigenartigen jüngeren nordischen Bronzezeit verdrängt, während in deutschen (rheinischen) Gebieten gleichzeitig der italische Einfluß (Bronzegefäße, Schnabelkannen, Goldschmuck) fortdauert, ist auch ihrerseits stark von südlichen, eigentlich griechischen, selbst von orientalischen Elementen beeinflußt. In der letzten Zeit sinkt man indessen von der erreichten Höhe größerer Feinheit zu plumperen Formen herab. — Ihre höchste Kulturstufe erreichten im Gegensatz zu den östlichen, mehr zurückgebliebenen Teilen die Kelten in ihren rheinischen und gallischen Sitzen, wieder wesentlich infolge südlicher, besonders griechischer Kultureinflüsse, die vor allem von Massilia aus auf sie wirkten. Die lebhafte Auffassungsgabe und Anpassungsfähigkeit der Kelten zeigte sich hier von neuem. Ihr Handelsverkehr war äußerst rege, und die bereits erwähnte gewerbliche Tätigkeit entwickelte sich rasch weiter. Sie lernten das städtische Leben kennen und bauten selbst Städte, die freilich doch nicht rechte Städte wurden. Es gab Bergwerke und Salinen; es gab Goldmünzen und, trotzdem sie wesentlich Viehzucht trieben, eine Geldwirtschaft,

*) Vgl. schon oben S. 29.

Digitized by Google

zu der sie noch kaum reif waren. Ihre Priester besaßen bereits mannigfache höhere Kenntnisse. Auch in dieser Periode beeinflußten die Kelten ihre germanischen Nachbarn, die ihnen nicht nur in der Bewaffnung nacheiferten. Freilich, die Germanen waren unbequeme Nachbarn, während die Widerstandskraft der an sich tapferen, ja streitlustigen, freilich auch prahlerischen Kelten dauernd nachließ. Bereits hatten die Züge der Kimbern und Teutonen den Weg zum Süden gefunden und die antike Welt in Schrecken gesetzt; im 1. Jahrhundert v. Chr. drückt die Masse der Germanen immer stärker gegen die gallischen Lande, sie hätten schließlich vielleicht ganz Gallien erobert: da trat ihnen Cäsar gegenüber. Sein Sieg über Ariovist wurde für die Germanen und für die übrige Welt von größter Bedeutung. Er hat die Deutschen auf ihr heutiges Vaterland beschränkt. Auf der anderen Seite wurde durch Cäsars Züge nach Mommsens*) treffenden Worten „ein ungeheurer Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum der Schiffer und der Kaufmann einige Wahrheit und viel Dichtung berichtet hatten, der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen". In dem Erscheinen und dem späteren weiteren Vordringen der nordischen Völker aber zeigt sich im Grunde der so oft in der Geschichte erkennbare Eroberungscharakter der Nordländer: aus dem Norden kommen immer die gestählteren, energischeren Menschen, die die Wärme wie die größere Fülle des Südens reizt und ihre eigenen Entbehrungen empfinden läßt.

War der Kelte ein wichtiger Kulturvermittler für den Germanen gewesen, so wurde der Römer, mit dem er jetzt in direkte Berührung getreten war, für ihn ein ungleich wichtigerer. Jetzt kam die südliche Kultur von ihren Trägern unmittelbar. Der Zug der Kimbern und Teutonen hatte schon die Mittlerrolle der Kelten überwunden. Dieser erste gewaltige Stoß nach Süden hatte die nach einer neuen, wärmeren und schöneren Welt begierigen Germanen weiter geführt, als sie ahnten, und in ihr Verderben. Aber der Weg schien von nun an geöffnet, und der Süden, der schon vom Pontus im Osten und von Massilia im Westen her gelockt hatte, winkte immer aufs neue, bis eben unter Ariovist ein neuer, indirekter Versuch gemacht wurde, ihn zu betreten. Seitdem die Germanen

*) Röm. Gesch. Bd. 3, S. 301.

Digitized by Google

ferner durch die Kimbernkriege in den Gesichtskreis der antiken Welt getreten waren, drang die römische Kultur auch durch die Römer selbst zu ihnen, zunächst wieder durch die Pioniere der Kultur, die Händler. Sie bringen den Tand, der Menschen, wie die damaligen Germanen waren, immer besticht, sie bringen auch besseres, nützliches Gut, und sie lehren mannigfache neue Genüsse kennen. Sie nehmen dafür das Rohgut, das sie wünschen, aus Germanien mit, sie exportieren aber auch vor allem Menschenware — ein Sklavenhandel entwickelt sich. Dieser Menschenhandel scheint im Zusammenhang mit dem Weinhandel die Hauptsache bei den römisch-deutschen Handelsbeziehungen gewesen zu sein: für Wein kaufte man Sklaven. Man hat es mit Recht bezeichnend gefunden,*) daß unsere Handelsterminologie wesentlich auf die römischen Bezeichnungen des caupo (Weinhöker) und des mango (Menschenhändler) zurückgeht. Der Menschenhandel führte dann auch zu Menschenraub und damit zu Stammesfehden. Die Sueven sahen diese Strömung bereits als eine Gefahr für die alte Art an und suchten die Händler, außer zum Ankauf ihrer Beute, aus ihren Gebieten fernzuhalten, vor allem auch ihr berauschendes Lockmittel, den Wein, und ebenso suchten sich die Nervier, die am linken Ufer des Rheins den neuen Einflüssen stärker ausgesetzt waren, von den Händlern, den Bringern von Luxus und Üppigkeit, abzuschließen.

Aber die immer engere Berührung seit den Feldzügen Cäsars ergab schließlich den direkten Anschluß an die römische Kultur und damit an die bisherige Kultur überhaupt. Das sind Einflüsse, die den tiefgreifendsten Wandel in dem Germanen hervorbrachten, Einflüsse, die uns für die Urzeit nicht mehr beschäftigen können.**) Hier war nur festzustellen, daß bereits vor der späteren, in ihren Folgen so wichtigen, direkten Berührung mit dem Römer reiche Kultureinflüsse auf den Germanen gewirkt hatten. Er war nicht mehr so ursprünglich, wie die staunenden Römer glaubten.

Einen unschätzbaren Vorteil aber gewinnen wir Nachlebenden aus dieser römisch-germanischen Berührung. Wir erhalten nun Berichte der zivilisierten Welt über den germanischen

*) Schrader, Reallexikon S. 418.

**) Vgl. darüber meine Geschichte der deutschen Kultur S. 29 ff.

Digitized by Google

„Barbaren". Seit die Germanen das Vordringen in das Innere Germaniens den Römern ein für allemal verwehrt hatten, war die Erweiterung der Kenntnisse der Römer von diesem Lande freilich wesentlich dem sich immer mehr steigernden Handelsverkehr mit jenen zu danken. Aber sie werden von nun an mit immer lebhafterem Interesse von den antiken Kulturmenschen beobachtet. Und wir gewinnen so einen Einblick in die Jugendzeit des Germanen, wie es uns für kein anderes Volk in ähnlicher Weise mehr möglich ist. Daß die Beobachtungen und Berichte der antiken Autoren einander oft widersprechen, daß diese manches mißverständlich aufgefaßt, manches im Laufe der Überlieferung entstellt haben, kann jene wertvolle Tatsache nicht ändern, und die Verwertung anderer Hilfsmittel, wie der Sprachforschung, der Archäologie und der Volkskunde, wird immer erst durch den Rückhalt, den jene schriftlichen Quellen gewähren, zu einer wahrhaft ergiebigen.

Schon seit den Kimbernkriegen wachsen die Kenntnisse der antiken Welt von den Germanen fort und fort. Die Griechen haben freilich nicht nur bis auf Pytheas, sondern sogar noch viel später bis in die erste Kaiserzeit hinein nur eine ganz unklare Kenntnis von den Germanen: nur Posidonius, der Darsteller der Kimbernkriege, von dem einiges durch Plutarch, Strabo, Diodor, Athenäus, Cäsar überliefert ist, kommt als erster, freilich noch recht unvollkommener Schilderer Germaniens mehr in Betracht, und Strabo, der im 7. Buche seiner „*Γεωγραφικά*" eine tiefere Kenntnis Germaniens zeigt, stützt sich vor allem auf seine römischen Vorgänger. Dagegen haben die Römer, eben wegen der unmittelbaren Berührungen, ein besseres Wissen von den Germanen. Seit den kimbrischen Schreckenstagen empfand der Römer ein dauerndes Gefühl des Grauens vor der nordischen neuen Völkerwelt, das sich mit zunehmender Neugier und lebhaftem Interesse mischte. Von den Quellen freilich, die noch aus der Zeit der Kimbernkriege stammen (es sind die historischen Schriften des Sempronius Asellio, des Catulus, des Sulla, auch das poetische Produkt des Archias), ist keine erhalten: nur was Cäsar über diese Zeit berichtet, mag auf ältere gute Quellen zurückgehen. Dann aber erscheint Cäsar selbst als bester und zuverlässigster Berichterstatter, und besonders an zwei Stellen seines Gallischen Krieges (IV, 1/3; VI, 21 ff.) gibt er eingehende Kunde von den Germanen. Der

Digitized by Google

Wert der Nachrichten Cäsars, der im Laufe seiner Feldzüge auch am ehesten Authentisches erfahren konnte, ist nicht hoch genug anzuschlagen: man hat neuerdings diesen Wert, namentlich auch gegenüber Tacitus, immer schärfer hervorgehoben. Von den Nachrichten sodann, die bei Sallust vorhanden gewesen sind, ist manches auf spätere Schriftsteller, auch — wenngleich nur wenig — auf Tacitus übergegangen. Zur Zeit des Augustus wuchs durch die Feldzüge jener Zeit, unter denen die des Drusus so weit ins innere Deutschland drangen, wie nie wieder ein römisches Heer kam, sowie durch den gesteigerten kommerziellen Verkehr das Interesse an den Germanen sehr, und damit war sicherlich eine starke Erweiterung und Berichtigung der Kenntnisse von den Germanen verbunden. Aber was über sie etwa Agrippa in seiner Biographie, seinen Kommentarien, was Augustus selbst in seinen Schriften darüber gesagt hat, ist uns — abgesehen vom Monumentum Ancyranum — ebenso verloren wie die betreffenden Partien des Livius. Agrippas Weltkarte dagegen wirkt durch Strabo und Plinius und vor allem die Peutingersche Tafel, die auf sie zurückgeht, nach. Jenen Verlusten gegenüber wiegt derjenige von höfisch gefärbten Berichten einer Reihe von augusteischen Schriftstellern nur leicht. Verloren ist auch, was M. Annäus Seneca, Cremutius Cordus und namentlich Aufidius Bassus, der die germanischen Kriege behandelt hat, geschrieben haben. Einigen Ersatz gewährt dafür Velleius Paterculus. Was dann späterhin Pomponius Mela, der die von Kaufleuten und Offizieren immer zahlreicher vermittelten Nachrichten benutzen konnte, mit seiner wenig einladenden Schilderung des innern Germaniens und L. Annäus Seneca, der ähnlich davon berichtet, bringen, entspricht wohl den Anschauungen, die man in Rom selbst hegte. Mela hat dann wohl auch den Plinius und Tacitus beeinflußt, die aber auch ihrerseits gerade auf militärische Gewährsmänner zurückgegriffen haben mögen. Plinius, der Vorgänger des Tacitus, der ihn auch benutzte, hat seine für uns sehr wichtigen Nachrichten nicht nur durch eifriges Studium früherer Autoren, sondern auch durch die Erfahrungen während seines Feldzugsaufenthalts in Germanien wie eben durch Berichte anderer verhältnismäßig gut fundiert, freilich auch bei der nicht genügenden Beherrschung seines reichen Materials manches durcheinandergeworfen und mißverstanden. Endlich folgt dann Tacitus, der

Digitized by Google

eigentliche Geschichtschreiber Germaniens, der seine auf allen möglichen Quellen beruhenden, oft aus zweiter Hand geschöpften Nachrichten nicht nur in der „Germania", sondern auch in den Annalen und Historien niedergelegt hat. Der Streit, der sich immer wieder von neuem erheben wird, wie weit diese Kenntnisse auf eigener Anschauung beruhen — meist wird ein Aufenthalt in Germanien, den Freytag z. B. zu begründen suchte, abgewiesen —, wie weit überhaupt seine Nachrichten Anspruch auf Zuverlässigkeit haben, wie weit seine Schilderung, die trotz seiner feindlichen Stellung eine entschieden anerkennende, beinahe wohlwollende ist, von bestimmten politisch-sozialen Tendenzen getragen wird — Müllenhoff hat sie sogar als politische Broschüre, für den Moment geschrieben, aufgefaßt —, wie weit sie von rhetorischen Neigungen beeinflußt ist, bleibe hier beiseite; auch auf das oft widerspruchsvolle Verhältnis zwischen ihm und Cäsar sei hier nicht eingegangen: Jener oft angenommenen und durch die „idyllischen Elemente" der Taciteischen Schilderung gestärkten Meinung, er habe dem verderbten Römervolk einen Spiegel vorhalten wollen, widerstreitet die starke Betonung der Fehler und die trotz jenes Wohlwollens kritische Beurteilung der Germanen. Des Tacitus Germania bleibt aber in jedem Falle unsere wichtigste Quelle. Daß sie nicht unkritisch verwertet werde, dafür hat insbesondere die deutsche wissenschaftliche Forschung gesorgt. Tacitus gegenüber treten auch die späteren Quellen, wie namentlich Ammianus Marcellinus, sehr zurück.

Hingegen bietet sich einheimischer Quellenstoff in den viel später entstandenen Volksrechten, die uns außer von den Vandalen von allen großen deutschen Stämmen erhalten sind, namentlich in der Lex Salica. Was hier als wertvolles ältestes Gut herausgeschält werden kann, darf für die Kenntnis der Urzeit gewiß vorsichtig verwertet werden.

Dazu kommt dann zur äußeren Veranschaulichung eine Reihe noch erhaltener bildlicher Darstellungen, die sich freilich in traditionellen typischen Formen bewegen. Es ist namentlich die Markussäule, die eine Reihe von Szenen aus den Kriegen mit den Markomannen und auch aus dem germanischen Leben darstellt. Sie erinnert durchaus an die früher errichtete Trajanssäule, die ihrerseits aber Nichtgermanen und nur als Hilfstruppen der Römer auch Germanen dar-

Digitized by Google

stellt.*) Germanendarstellungen gab es sodann an Mark Aurels Triumphbogen, von dem aber nur noch Bruchstücke existieren, und an demjenigen Konstantins. Weiter liebte man an Sarkophagen, an denen so mancherlei künstlerisch dargestellt wurde, auch germanische Kampfszenen, den Interessen des Tages folgend, anzubringen, und manche Darstellung ist noch vorhanden. Auch unter den erhaltenen Statuen und Büsten gibt es Germanen. (Abb. 2.)

Neue reiche Quellen hat dann erst unsere Zeit erschlossen: die Gräber haben sich geöffnet, und ein massenhaftes Fundmaterial lehrt uns, wie die vorrömische Zeit, so auch die späteren Epochen nach der Seite äußerer Kultur näher kennen. Mit der Archäologie wetteifert die Sprachforschung, die Verhältnisse germanischer Vorzeit aufzuklären. Auch ein tieferes Eindringen in die älteren Dichtungen, in die Helden- und

Abb. 2. German. Frauenstatue, sog. Thusnelda (Statue i. d. Loggia dei Lanzi in Florenz). (Nach Photogravbie.)

*) E. Petersen, A. v. Domaszewski, Gugl. Calderini, Die Markussäule. München 1896. — Konr. Cichorius, Reliefs der Trajanssäule. Berlin 1896. — Vgl. auch Das Monument von Adamklissi, herausg. von G. Tocilescu, O. Benndorf, G. Niemann. Wien 1895.

Digitized by Google

Götterſage fördert altes Gut zutage. Endlich ſtrebt die junge Wiſſenſchaft der Volkskunde in ſpäteren und auch noch in heutigen Volksbräuchen, in Volksglauben und Volksſitte, Volksſprüchen und Volksſprache wenigſtens zum kleinen Teil uraltes Gut zu erkennen. Die Siedelungs- und Hausforſchung ſteht ihr nahe.

So iſt uns denn vergönnt, was uns für die älteſte Vorzeit nie möglich ſein wird, doch für eine ſehr frühe Zeit der Entwicklung des deutſchen Menſchen auf Grund einer ziemlichen Quellenfülle ein verhältnismäßig anſchauliches Bild von ihm und ſeinem Leben zu gewinnen.

Zunächſt darf die Kulturſtufe, auf der der Germane bei Beginn der engeren Berührung mit dem Römer ſtand, nicht als eine zu niedrige angeſehen werden. Schon das, was über jene ſeit uralter Zeit wirkenden Kultureinflüſſe geſagt werden durfte, läßt erkennen, daß wir es, wenn auch mit Barbaren im antiken Sinne, ſo doch nicht mit „Wilden" zu tun haben. Dieſe Anſchauung von wilden nackten Horden, die man ſich etwa den indianiſchen Rothäuten ähnlich vorſtellte, war namentlich den deutſchen Hiſtorikern der Aufklärung, z. B. Adelung, eigen. Sie war und iſt zum Teil aber auch die mancher franzöſiſcher Forſcher. Auf der andern Seite geht eine Anſchauung wie die Juſtus Möſers, der ſich die Germanen ſchon beinahe wie weſtfäliſche Bauern vorſtellt, auch viel zu weit. Guſtav Freytag hat ihre Zuſtände „den griechiſchen Verhältniſſen der epiſchen Zeit" ähnlich gefunden, doch könnte ein ſolcher Vergleich trotz jener frühen Einflüſſe der Bronzekultur leicht zu falſchen, germaniſche wie griechiſche Eigenart verkennenden Auffaſſungen führen. Hypothetiſche, jedes ſachlichen Halts entbehrende Anſichten, wie die neuerdings vertretene Meinung*), daß die Germanen von der „ariſchen Kulturſtufe" wieder herabgeſunken ſeien, darf man erſt recht auf ſich beruhen laſſen. Überhaupt iſt die Bezugnahme auf „indogermaniſche" Zuſtände ein wenig zuverläſſiger Weg. Ferner muß man ſich davor hüten, allzuviel aus den Zuſtänden ſpäterer Zeit zu ſchließen oder die an ſich lange nicht genug geſchätzten Parallelen, die die unentwickelten Zuſtände gewiſſer Völker der Gegenwart zum Teil noch bieten, unmethodiſch und

*) Seeck a. a. O. I, S. 181.

Digitized by Google

unkritisch zu verwerten. Im ganzen wird eine mittlere Auffassung das Richtige treffen. Die germanische Kultur war noch nicht zu der Stufe fortgeschritten, die etwa die agrarische Kultur des 9. Jahrhunderts darstellt: eine solche Annahme würde ein entwicklungsfeindliches Beharren des deutschen Menschen lange Zeiten hindurch in sich schließen und den gewaltigen Kultureinfluß der Römer ignorieren. Sie war aber auch nicht so gering, daß wir uns jene Menschen ohne Ackerbau, ohne Eisenwaffen, ohne besser gefertigte Kleidung, ohne Häuser, ohne Wege und Handel denken müßten. Zweifellos haben sich die Germanen schon damals über die Zustände, wie sie etwa bei ihren östlichen Nachbarn, den Slawen, herrschten, die in der Tat noch außerordentlich zurückgeblieben zu sein scheinen, erhoben, wenn man auch, wie erwähnt, annehmen darf, daß einst Germanen und Slawen sich kaum unterschieden. Auch einen gewissen inneren Drang, fortzuschreiten, erklärlich aus Begabung und Phantasie, muß man neben den Einwirkungen von außen bei den Germanen vermuten. Idyllische Menschen, wie sie der Spiegel des Tacitus zum Teil wiedergibt, waren es jedenfalls nicht: das sind Völker solcher Stufe überhaupt nicht. „Die Stimmung des Hirtengedichtes", die nach Scherer*) über des Tacitus Bericht liegt, hat auch manche allzu ideale Anschauung späterer Zeit mit veranlaßt.

Indessen ist eines nicht außer acht zu lassen. Wie noch heute, waren sich auch früher, selbst damals schon, die verschiedenen germanischen Teile keineswegs in ihrer Kultur gleich, was auch für die Taciteische Schilderung zu beachten ist. Wir haben es weder mit einer politischen noch mit einer kulturellen geschlossenen Einheit zu tun. Die Germanen haben sich auch nicht mit einem gemeinsamen Namen bezeichnet. Das geschah für den Hauptteil erst viel später durch die Bezeichnung „Deutsche'. Der Name „Germanen", der sich erst um das Jahr 80 v. Chr. in Rom verbreitet zu haben scheint — noch Cicero**) rechnet aber im Jahre 56 die „Germanen" zu den Galliern —, und den erst Cäsar für eine bestimmte Völkermasse anwandte, ist sicher nicht einheimischen Ursprungs.***) Etymologien wie Wehrmänner usw. sind auch

*) Gesch. d. deutschen Literatur. 3. Aufl. S. 4.

**) Müllenhoff a. a. O. II, S. 160 f.

***) Nach Müllenhoff (a. a. O. II, S. 206) ist jeder Versuch, den Germanennamen aus dem Deutschen herzuleiten, lächerlich.

Digitized by Google

unmöglich. Er wurde anscheinend von den Kelten zunächst ihren „Nachbarn", wie einst Zeuß den Namen erklärte, am Rhein, zuerst wohl in Belgien, beigelegt und ging dann auf die übrigen Stämme über. Den übrigens durchaus zweifelhaften Ursprung und die Bedeutung des Namens (neben „Nachbarn" „Ostleute", „Waldleute", „Rufer im Streit") näher zu erörtern, ist hier nicht der Ort. Eine somatische Zusammengehörigkeit der Germanen muß ja wohl angenommen werden, wenngleich der berühmte germanische Typus, auf den noch später zurückzukommen ist, dies keineswegs beweist und auch eine völlige Unvermischtheit, wie sie Tacitus behauptet, durchaus nicht anzunehmen ist. Der Unterschied des Typus von dem der Kelten ist nach Strabo nur ein Gradunterschied, und von ihren östlichen Nachbarn, z. B. von den Aisten, scheinen die Germanen wieder nicht scharf unterschieden werden zu können. Nach Aristoteles*) waren das rote Haar, die weiße Haut und die hellen Augen eine Eigentümlichkeit aller nördlichen Völkerschaften. Eine gemeinsame Schädelform haben die modernen Anthropologen für die Germanen nicht feststellen können. Eine Mischung ferner kann mit Kelten wie mit Slawen stattgefunden haben. Was man sodann über gemeinsamen Glauben und Götterkult behauptet hat, ist für die einheitliche Zusammenfassung der Germanen kaum stichhaltig. Das Lokale überwiegt; die Stammesheiligtümer sind allein von Bedeutung, wie schon Tacitus Götter größerer Gruppen kennt. Gewisse gemeinsame Grundlagen des religiösen Lebens bestehen allerdings: von ihnen werden wir später hören. Die Lebenshaltung endlich ist keineswegs überall die gleiche. So bleibt als gemeinsames und den fremden Beobachtern wichtigstes Kennzeichen nur die Sprache übrig, die aber natürlich auch differenziert war. Eine Tradition älterer Zusammengehörigkeit zeigt sich nur in der von Tacitus überlieferten Sage von Tuisto, seinem Sohne Mannus und dessen drei Söhnen, nach denen Ingävonen, Istävonen und Herminonen unterschieden wären. Aber wie schon nach Tacitus und Plinius ein Verteilen der Stämme auf diese drei Gruppen nicht möglich war, da andere Gruppierungen auch Geltung beanspruchten und jedenfalls die Ostgermanen überhaupt nicht dazu gehörten, so sind auch die heutigen Annahmen darüber — man hat die späteren großen Gruppen der Sachsen, der Franken und der Schwaben-

*) Probl. XIV, 14 und 38, 2.

Digitized by Google

Alemannen oder Thüringer-Markomannen-Bajuvaren mit jenen identifizieren wollen — durchaus hypothetisch. Immerhin mögen ältere Gruppen in den späteren großen Stammesbildungen nachwirken.

Nun ist vielleicht anzunehmen, daß die Germanen in ihren Ursitzen eine geschlossenere Einheit gebildet haben, aber man kann mit gleichem Rechte auch für die älteste Zeit eine Sonderung nach Stämmen annehmen. Jedenfalls ergibt sich früh ein Auseinanderfallen in politisch selbständige Gruppen, die sich alle als Sondervolk fühlten. Das wurde sicherlich durch die Ausdehnung in den neuen Gebieten, die neue Sonderbildungen hervorrief, gefördert. Daß aber bei diesem Sonderdasein überhaupt die geographischen Bedingungen und Verhältnisse von Anfang an eine Rolle spielten, ist selbstverständlich. Die regellosen, von Sumpfstrecken begleiteten Ströme trennten und hemmten den gegenseitigen Verkehr ebenso wie in Mitteldeutschland die Waldgebirge und in der Ebene der dichte Wald. Flüsse bilden freilich nicht immer Stammesgrenzen. Die Stämme suchten sich aber auch, wo keine natürlichen Grenzen waren, durch künstliche, durch große wüste Strecken, voneinander zu scheiden. Ein Band des Kultus hat, wie erwähnt, größere Gruppen dieser politisch selbständigen Teile allerdings zusammengehalten, so die Semnonen die Verehrung des Ziu, so einen anderen Kreis die der Nerthus, einen anderen die der Tamfana, aber keineswegs deckt sich Stamm und Kultgemeinschaft. Früh mag dann mancher Stamm in einem anderen aufgegangen, mancher unterworfen sein, so daß sich allmählich größere Stämme bildeten. Eine wirkliche äußere politische Einheit trat erst viel später ein, als die Franken sich die Alemannen, Baiern und Thüringer und endlich die Sachsen unterwarfen: erst Karl der Große hat diese Einheit vollendet.

Nichts ist für die Germanen von Anfang an bezeichnender als der Gegensatz der Stämme zu einander und das Empfinden dieses Gegensatzes. Man hat versucht, die Stammesnamen aus Benennungen nach psychischen Eigenschaften ihrer Träger (Trägheit, Unzuverlässigkeit usw.) zu erklären,*) aber wenn dabei, wie immer bei gelehrten Einseitigkeiten, an eine voll-

*) Much. Dazu vgl. R. M. Meyer (Die Anfänge der deutschen Volkskunde) in Zeitschrift f. Kulturgesch. Bd. II, S. 152 f.

Digitized by Google

ständige Durchführung dieses Systems nicht zu denken ist und eine große Reihe derartiger Namenserklärungen, auch wenn sie alle richtig wären, überhaupt nicht charakteristisch genug ist, so zeigt sich doch in einigen tatsächlich vorhandenen Stammesbenennungen derart ein feines Empfinden für die Sonderart anderer und den eigenen Gegensatz zu ihnen. Im Mittelalter ist das dann namentlich in dem gegenseitigen Verspotten in reichster Fülle zum Ausdruck gekommen. Zur Zeit der Berührung mit den Römern tritt die Zersplitterung der einzelnen Stämme jedenfalls besonders hervor: an dem gegenseitigen Hader konnten die Römer ihre Freude haben. Wie schon die Einflüsse der gallischen Kultur, haben ferner die Einwirkungen der römischen den Gegensatz der Stämme zu einander später zweifellos verstärkt. Der Mangel an einem Volksgefühl hat auch das massenhafte Einströmen der Germanen in römische Dienste außerordentlich erleichtert.

Der tiefste und älteste Gegensatz war unstreitig der der westlichen Gruppen, des Grundstocks der späteren Deutschen, zu den Ostgermanen, denen wieder die Nordgermanen, die vielfach zu ihnen gerechnet werden, näherstehen. Die Ostgermanen entwickelten sich ganz für sich und schieden sich auch sprachlich, so daß die Sprachwissenschaft die Germanen in eine ostgermanische und eine westgermanische Gruppe teilt. Tacitus hat bei seinen Schilderungen wesentlich die Westgermanen im Auge. Auch kulturell vom Westen unterschieden, haben die Ostgermanen aber in ihrem weniger wechselreichen Tieflande sich innerhalb ihrer Gruppe oder vielmehr Gruppen (der gotischen und lugisch-vandalischen) doch eine größere Einheitlichkeit bewahrt als jene, und größere Stammesbildungen waren bei ihnen erleichtert. Schon die Zeitgenossen erkannten die ethnologische Zusammengehörigkeit aller Ostgermanen, und ihre kulturelle und sprachliche Verwandtschaft wird hervorgehoben.

Auf die Verteilung der einzelnen Stämme auf ihre Sitze, auf ihre Sonderart und Sonderentwicklung einzugehen, ist im übrigen hier nicht der Ort.*)

Dürfen wir im ganzen also nicht von einer einheitlichen Kultur der Germanen sprechen, so ist vollends eine Cha-

*) Vgl. darüber außer Zeuß a. a. O., Bremer a. a. O. und die kleine deutsche „Stammeskunde" von R. Much, Leipzig 1900.

Digitized by Google

rakterisierung dieser Kultur durch ein einheitliches schematisches Schlagwort abzuweisen. Für die vorrömische Zeit ist schon eine schablonenhafte Anwendung der Begriffe der Bronzezeit und der Eisenzeit auf bestimmte Lebensepochen der Germanen zu verwerfen. Ebenso ist aber die Aufstellung äußerlicher, wirtschaftlicher Kulturstufen, insbesondere jener althergebrachten, vor allem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts viel verwendeten der Jäger-, der nomadischen Hirten-, der Ackerbaustufe in zwingender Folge nicht zu billigen. Es sind das auch ganz willkürliche Begrenzungen, die ein einseitiges und vielfach nur sehr bedingt zutreffendes Bild geben, und auch neuerdings von den Ethnologen selbst wesentlich modifiziert sind. Die Deutschen waren z. B. zu den Zeiten, wo sie in das vollere Licht der Geschichte traten, ein Jägervolk, sie waren aber auch ein Hirtenvolk, und sie waren auch bereits, wie das ja schon für die „Indogermanen" angenommen wird, ein ackerbautreibendes Volk. Im allgemeinen neigt eine Anzahl von Forschern dazu, den Zustand des Hirtenlebens als die wirtschaftliche Grundierung wie des indogermanischen, des keltischen, so auch des germanischen Daseins anzusehen. Trotz des großen Waldbestandes, von dem wir vernahmen, gab es doch früh, wie oben schon erwähnt, große Weiden. Plinius erwähnt das gute Grasland, wohl Niederdeutschlands. Cäsar wie Tacitus heben den Viehreichtum der Germanen hervor, die mehr Gewicht auf die Zahl als auf die Qualität legten. Das letztere liegt, wie richtig bemerkt worden ist, daran, daß das Vieh im Gegensatz zur Hofstatt frei veräußerbar ist, also auch an die Stelle des Geldes*) tritt — Buße und Wergeld wurden noch lange in Vieh gezahlt —, und die Freude an vielem Vieh entspricht der an vielem Geld. Die geringe Ansehnlichkeit des Viehs wird mehrfach bestätigt. Die Kuh war das wichtigste Stück, der Rindviehreichtum außerordentlich; wertvollen Besitz bildeten daneben, namentlich im Norden, das Schaf, das vielseitigen Nutzen gewährte, und die später zurücktretende Ziege. Weiter aber war, wie noch im ganzen Mittelalter, das Schwein, das sich im Walde mästete, von größter Bedeutung. Die germanischen Pferde waren, wenn wirklich bei Cäsar (IV, 2)

*) Vgl. u. a. Heyne a. a. O. II, S. 161. Vieh als Buße und Wergeld bei Tacitus Germ. 12 u. 21.

Digitized by Google

parva und nicht, wie man jetzt annimmt, prava steht, klein, aber zäh und schnell (Abb. 3). Es gab alte Pferdeländer, auch früh einen Pferdehandel. Das Roß genoß besondere Schätzung,*) wie die Fülle seiner Bezeichnungen zeigt. Es diente auch als Opfertier, aus seinem Wiehern wurde geweis-

Abb. 3. Pferde (und Boote) der Germanen. (Bündnisschluß.)
(Nach Petersen usw., Die Markussäule.)

sagt. Wenn sich später im Mittelalter das germanische Pferd durch Einführung fremder Tiere hob, so mag doch auch schon früh auf die germanische Pferdezucht die keltische nicht ohne Einfluß gewesen sein.**) Gallische Pferde werden wiederholt

*) Vgl. noch Heyne a. a. O. II, S. 167.
**) Schrader a. a. O. S. 625 f. und Heyne a. a. O. II, S. 173.

Digitized by Google

gerühmt, in der keltischen Namengebung spielt das Pferd eine bedeutende Rolle. Bezüglich der Wertschätzung, wenn auch nicht an wirtschaftlicher Wichtigkeit übertraf das Pferd das Rind bei weitem: schöne Pferde waren hochgeschätzte Geschenke, sie erbt unter den Söhnen der tapferste. Natürlich hielt man sie deshalb so hoch, weil sie als Reittiere im Kriege dienten, also dem Besitzer einen Vorzug vor der großen Masse der Fußkämpfer gaben. — Von einer einseitigen Hirtenkultur kann nun trotz alledem bei den Germanen keine Rede sein: ja, man muß wohl überhaupt eine Hirtenkultur ohne jeden Anbau als schwer möglich hinstellen, vielmehr einen geringen Anbau der Hirtenkultur sogar vorangehen lassen. Immerhin hat ein langes Hirtenleben tiefe Spuren in der germanischen Volksseele zurückgelassen. Noch lange hat in vielen Gegenden die Viehzucht eine größere Bedeutung gehabt als der Ackerbau, noch auf der Höhe des Mittelalters. „Das Hirtentum", sagt E. H. Meyer*) mit Recht, „ist bis heute der sicherste Schrein ältester Volkssitte." Man muß aber auch hier wieder die geographischen Verhältnisse, den Faktor des Bodens usw. in Rechnung ziehen, überhaupt die landschaftliche Verschiedenheit bedenken und hier Viehzucht in größerem, dort in geringerem Maße oder auch wie bei den chaukischen Fischervölkern überhaupt nicht annehmen. Von dem Schlagwort Nomadentum wird man auch nur in einem sehr beschränkten Umfang Gebrauch machen dürfen, trotzdem Strabo z. B. die Sueven nomadenähnlich schildert.**) Ganz richtig läßt er sie — und das gilt auch von den übrigen Germanen — mit Leichtigkeit ihre Wohnsitze ändern und ihre Holzhütten auf Wagen mit davonschleppen, ganz zutreffend

*) Deutsche Volkskunde S. 134.

**) Lib. VII, cap. 1: *Κοινὸν δ' ἐστὶν ἅπασι τοῖς ταύτῃ τὸ περὶ τὰς μεταναστάσεις εὐμαρὲς διὰ τὴν λιτότητα τοῦ βίου καὶ διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν μηδὲ θησαυρίζειν, ἀλλ' ἐν καλυβίοις οἰκεῖν ἐφήμερον ἔχουσι παρασκευήν· τροφὴ δ' ἀπὸ τῶν θρεμμάτων ἡ πλείστη καθάπερ τοῖς νομάσιν.* („Eine gemeinsame Eigentümlichkeit aller dortigen [Völker] ist das leichte Wechseln der Sitze wegen der Dürftigkeit ihrer Lebenshaltung, und weil sie weder Land bauen noch Schätze sammeln, sondern in Hütten wohnen, nur für einen Tag mit Nahrungsunterhalt versehen: sie nähren sich größtenteils von den Herden wie die Nomaden." Nach Seeck a. a. O. S. 474 hat Strabo den Polybius benutzt, die Stelle würde also auf eine frühere Zeit gehen (40 Jahre vor Cäsar)

Digitized by Google

behauptet er, daß sie wesentlich von ihren Tieren sich nähren. Aber wenn er ihnen den Ackerbau abzusprechen scheint, so sagt er nicht mehr als Cäsar*) mit seinem Urteil: „eifrige Ackerbauer sind sie gerade nicht". Wirkliche Nomaden werden auch in der Regel nicht zu rechten Bauern, wie es die späteren Deutschen geworden sind. Es kann von einem unsteten Wechsel nach den Bedürfnissen der Viehzucht bei den Germanen nicht die Rede sein, aber der Ackerbau war doch nicht so intensiv, daß er das leichte Verlassen der Fluren verhindert hätte.

Gleichwohl ist, wie auch eine genaue Prüfung der Nachrichten Cäsars ergibt, neben der Viehzucht der Ackerbau von den Germanen nicht nur damals betrieben, sondern schon, unabhängig von römischen und keltischen Einflüssen, lange vorher. Dieser Ackerbau, dessen Haupthindernis der Wald war, war aber auch noch zu Cäsars Zeiten ein niederer, wohl der rohe sogenannte „Hackbau", der sich aus dem den Frauen obliegenden urzeitlichen Pflanzen- und Früchtesammeln entwickelt. Die rohe Art der Bestellung erklärt auch das weitere Mitwirken des weiblichen Geschlechts. Man wechselte daher eben, was nur bei primitivem Feldbau möglich ist, jährlich das Ackerland, das ja auch noch nicht im Besitz der einzelnen, sondern der Gesamtheit war. Dieses Gesamteigentum am Acker ist zunächst etwas so Natürliches wie dasjenige am Wald und an der Weide. Eine planmäßige Verteilung hat ursprünglich auch um so weniger stattgefunden, als sich die Gesamtheit als wirkliche Besitzerin des Bodens gar nicht fühlte. Der Sippenverband, den wir noch als Siedelungsverband kennen lernen werden, ließ sich nieder, wo die Örtlichkeit dazu einlud: die Ältesten sorgten nur dafür, daß der Anbau in Ordnung geschah, das heißt, daß die einzelnen Familien an verschiedenen Punkten damit begannen. So wird man die Nachricht Cäsars von der jährlichen Verteilung durch die magistratus auffassen dürfen. Die rohe Art der Bestellung veranlaßte jenen jährlichen Wechsel des Landes. Solchen Wechsel — natürlich innerhalb des Völkerschaftsgebietes, wenn man nicht kriegerische Zurückweisung erfahren wollte — erlaubten im allgemeinen die weiten Gebiete und die anfänglich wohl nicht starke Bevölkerung. Es ergibt sich daraus eben der Mangel fester Wohn-

*) De bello Gallico VI, 22: agriculturae non student.

Digitized by Google

sitze und jene rohe Art der Hütten. Der Germane dieser früheſten Zeit hatte noch kein dauerndes heimatliches Haus, so wenig wie er eine heimatliche Flur kannte.

Diese aus Cäsar*) abzuleitenden Zustände, die auch mit sonstigen ethnologischen Beobachtungen übereinstimmen, haben sich nun natürlich weiter entwickelt. Man glaubt vielfach diese weitere Stufe der Entwicklung bei Tacitus, der vor allem eine feste Regelung der Besitzverhältnisse, insbesondere aber eine größere Ungleichheit dieses Besitzes zu beweisen scheint, zu finden. Indessen ist die vielerörterte Stelle des Tacitus**) eine durchaus dunkle, ihr Sinn war ihm vielleicht selbst nicht klar, und, was darin klar ist, stimmt, wie wenigstens Rachfahl erweisen möchte,***) mit Cäsars Nachrichten überein. Keineswegs darf man aber beider Nachrichten miteinander mischen. Das schließt nun natürlich nicht aus, daß sich in der Zeit zwischen der Abfassung beider Quellen die Zustände geändert haben, wenn wir auch Tacitus dafür nicht recht verwerten können. Der Wechsel der Sippenwohnsitze ist seltener geworden, er hat schließlich ganz aufgehört. Die Dörfer verlieren den Lagercharakter, die Hütten werden wohnlicher. Aber noch muß man mit dem Ackerland wechseln; die Wirtschaft ist immer noch keine irgendwie intensive. Es tritt aber an Stelle der rohen Feldgraswirtschaft, die das einmal bebaute, dann verlassene Land in die Wildnis zurücksinken läßt, eine geregeltere. Die nicht bebauten Schläge bleiben „im Dreesch liegen". Da das Gebiet der Sippschaft jetzt beschränkt ist, muß man nach einiger Zeit mit diesen alten Schlägen wieder beginnen. Der letzte Fortschritt war dann die Einfügung der Wintersaat, d. h. der Übergang zur Dreifelderwirtschaft, den einige Forscher noch für die germanische Zeit annehmen oder sogar als „uralt-germanisch"

---

*) Die bereits oben genannten Hauptstellen bei Cäsar finden sich De bello Gallico IV, 1 (über die Sueven) und VI, 22 (über alle Germanen).

**) Germania 26: Agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. Facilitatem partiendi camporum spatia praestant. Arva per annos mutant, et superest ager. Zu dem Ausdruck secundum dignationem vgl. noch Seeck a. a. O. S. 487.

***) Rachfahl, Zur Geschichte des Grundeigentums in: Jahrbücher für Nationalökonomie usw. III. Folge Bd. 19, S. 185.

Digitized by Google

bezeichnen.*) Eines ist nun sicher, diese ganze Entwicklung war nur möglich durch Beschränkung der beliebigen Ausdehnung, und man wird allerdings die mit Cäsar einsetzende Einengung der Germanen durch die römische Herrschaft dafür als Ursache ansehen können, wie andererseits die der Grenze nächsten oder unterworfenen Germanen zuerst in diese Entwicklung eingetreten sein werden. Sie hat dann auch früh eine Einschränkung des Gesamteigentums zur Folge. Das volle Gesamteigentum muß früh durchbrochen sein; insbesondere führte die Einzelhofsiedelung von selbst zum eigenen Nutzland. Dasjenige Stück Land erscheint zuerst als eigen, das in der Nähe des Hofes liegt: vorher muß aber der Hof selbst als Eigentum empfunden sein. Zunächst war das primitive Haus, anfangs beim Wechsel des Wohnsitzes mitgenommen und zur fahrenden Habe gehörig, von jeher Eigentum des einzelnen, gerade so wie die

*) Heyne a. a. O. II, S. 11. Die an sich schon ältere Ansicht von dem Bestehen der Dreifelderwirtschaft bei den Germanen wurde s. Z. von Hanssen u. Roscher zurückgewiesen. Vgl. darüber Frhr. v. d. Goltz, Geschichte der deutschen Landwirtschaft I, S. 38 ff. v. d. Goltz selbst schätzt im allgemeinen die Wirtschaftsweise der Germanen etwas zu niedrig ein. Er bezeichnet sie als ihnen „ganz eigentümlich" und hält den Ausdruck „halbnomadisch" für sie am zutreffendsten. Er geht auch auf S. 50 zu weit: „Alles, was wir darüber wissen, macht es höchst wahrscheinlich, daß der Ackerbau bei den Germanen ein sehr minimaler war und sich auf die spärliche Kultur einiger weniger Gewächse beschränkte. Sie bauten hauptsächlich nur Hafer, stellenweise vielleicht etwas Gerste oder auch Einkorn und etwas Flachs. Man ist aber zu der Annahme berechtigt, daß die Kultur der drei letztgenannten Gewächse nur dort betrieben wurde, wo schon eine nähere und häufigere Berührung zwischen Germanen und den Römern oder Kelten stattgefunden hatte." S. 61 heißt es: „Nach meiner Auffassung stand die altgermanische Wirtschaftsweise auf einer sehr primitiven Stufe, noch tiefer, als selbst Hanssen und Roscher voraussetzen. Am nächsten berührt sich meine Ansicht mit der von Meitzen." (Vgl. Meitzen a. a. O. I, S. 134.) — Daß speziell bei den römisch beeinflußten Germanen, Ubiern, Usipetern usw., schon zu Cäsars Zeiten der Ackerbau kein niedriger war, ist erwiesen (vgl. dazu neuerdings auch M. Weber, Der Streit um den Charakter der altgermanischen Sozialverfassung in: Jahrbücher f. Nationalökonomie III. Folge 28. Bd., S. 442 ff.). Aber auch für die weniger kultivierten Germanen darf man, wie gesagt, den Ackerbau nicht als zu niedrig ansehen (vgl. jetzt ebenfalls Weber a. a. O. S. 444 f. und über den „unsteten Gelegenheitsanbau" S. 450 f.). Beachtung verdient v. d. G.'s allgemeine Bemerkung (S. 31), daß bei Verwertung der antiken Nachrichten unterschieden werden müsse, „ob das Gesagte auf das Land Germanien oder auf das germanische Volk sich bezieht".

Digitized by Google

selbst beschafften Werkzeuge und Waffen, die als zur Person gehörig auch mit ins Grab gegeben wurden. Bei festen Siedelungen erhielten solchen Charakter auch der Boden, auf dem das Haus stand, sowie das Land um dasselbe herum. Dieses Stück Bauland für den täglichen Bedarf hat wohl sogleich eine andere Stellung gehabt als das gemeinsame Getreideland. Ähnliches entwickelte sich gewiß auch in der Dorfsiedlung. Der Einzelsiedler hat weiter früh durch Neuland, durch selbst gerodetes Land, Eigengut gewonnen: auch in der Dorfsiedlung entstand solch besonderer Besitz, während die Ausbildung eines festen Eigens im Gesamtland erst viel später eintrat. Das Land wurde dann zunächst durch die Sippenältesten unter die einzelnen verteilt, und zwar, um Gunst und Ungunst des Bodens gleich zu bemessen, in verschiedenen Stücken an verschiedenen Punkten (Gemenglage). Solch ein Besitztum, das im allgemeinen also gleich gut war, mag früh — d. h. bei den Westgermanen — als Hufe bezeichnet sein, zu der dann auch die Nutzung an dem im Gesamtbesitz verbliebenen Weideland usw. gehörte. Ob innerhalb des gesamten Landbesitzes eines Stammes nicht einzelne früh größeren Besitz hatten, steht dahin. Jedenfalls mag den Führern, namentlich dem König, Land in größerem Umfang zugewiesen gewesen sein, so daß von Anfang an ein Sondereigentum hervorgetreten wäre. Im ganzen hat aber diese Entwicklung zum Sondereigen recht lange gedauert: sie setzte ein, als durch das Haltgebot des Römers die Siedelungen der Westgermanen fester wurden. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind nach alledem in germanischer Zeit keineswegs stabil gewesen.

Eine niedrige Stufe des Ackerbaus geht nun weiter auch daraus hervor, daß er keineswegs die wesentliche Grundlage der Ernährung war, wie denn z. B. Usipeter und Tenkterer die Hemmung ihres Ackerbaus durch die Sueven aushalten konnten. Vielmehr spielte neben der auch nicht sehr hochstehenden Viehzucht in dieser Beziehung wie für andere wichtige Bedürfnisse des Lebens noch die Jagd ihre große Rolle. Das ergab zunächst schon die Bodenbeschaffenheit, der enorme Waldreichtum. Aber an Jagdgründe von der Weite, wie sie etwa ursprünglich die Indianer hatten, darf man bei der Menge der Stämme, die sich, jeder in bestimmten Gebieten, entwickelten, schon nicht mehr denken. Überhaupt muß der Höhepunkt eines Jägerlebens in dieser Zeit schon überschritten gewesen sein, und die Fortschritte

Digitized by Google

zu etwas intensiverem Ackerbau haben eine einseitige Ausübung der Jagd erst recht unmöglich gemacht. Man könnte in den Worten Cäsars, der die Sueven als eifrige Jäger hinstellt, und denen des Tacitus, der die Germanen nicht allzuviel auf der Jagd, mehr dem Nichtstun ergeben sein läßt,*) eine solche Entwicklung innerhalb des Zeitraums, der zwischen beiden Autoren liegt, angedeutet finden. Doch darf die Äußerung des Tacitus nicht als allgemeingültig aufgefaßt werden: an anderer Stelle**) berichtet er selbst von dem Wildbret mit als Hauptnahrung. Jäger mit dem Blicke und dem Charakter des Raubtieres sind die Germanen kaum noch gewesen, wenn auch die oculi truces ihnen als echten Waldbewohnern zu eigen waren. Solche Augen erforderte ohne weiteres der Kampf mit dem wilden Getier, der den Germanen schon zum Schutz ihrer Herden, aber auch ihrer primitiven Ansiedlungen aufgezwungen war. Diese Sicherung ist — und das gilt überhaupt für Hirten und niedere Ackerbauer bezüglich ihrer Herde und des besiedelten Landes — das erste Motiv der Germanen zur Jagd auf große Bestien wie auf kleines Raubgesindel. Das zweite Motiv ist dann die Sorge um den Unterhalt, wofür aber naturgemäß nur bestimmtes Wild in Frage kommt. Es dient zur Nahrung, zur Kleidung, aber auch zur Nutzbarmachung durch Tausch und (Pelz-)Handel. Manche meinen freilich, daß das Wildbret, wie es als Opfertier nicht in Betracht kommt, so auch als Nahrung gegenüber dem Vieh sehr zurückstand. Früh war es wohl auch nur der Vornehmen Speise. Aber zum dritten darf man doch auch eine wirkliche Jägernatur, eine tiefe Lust am frischen, fröhlichen Jagen beim Germanen finden, wenn auch im allgemeinen die Jagd als Vergnügen erst ein Entwicklungsmoment auf höherer Stufe ist. Die Germanen haben unter den Völkern vor allen das edle Weidwerk zu einer Kunst, zu einem Werk nach Regel und Gesetz erhoben. Und ohne Zweifel ist es gerade das Waldleben, das diesen Zug begründet und ausgebildet hat. Wie tief derselbe wurzeln muß, das geht insbesondere aus der späteren Zeit hervor, aus der Jagdfreude eines Karls des Großen, aus dem Jagdleben der höfischen Ritter wie aus der großen Bedeutung der Jagd für die Fürsten und Herren des ausgehenden

*) Caesar de bello Gallico IV, 1. VI, 21. 28. Tacitus, Germ. 15: non multum venatibus, plus per otium transigunt.

**) Germ. 23.

Digitized by Google

Mittelalters, auch des 16. Jahrhunderts und noch späterer Zeiten. Ein Nimrod wie Albrecht Achilles von Brandenburg — seine Briefe wimmeln von Jagddingen und strahlen von Jagdlust — war in diesem Zuge wie in anderen ein urdeutscher Mann. Und wenn einmal sein Sohn, der gern aus der Mark in die Welt hinaus möchte, dem Vater schreibt, daß er kein „nyderlendischer landsfurst und jeger" bleiben wolle,*) so hat er mit dieser Gleichsetzung eines niederdeutschen Herrn und eines Jägers das getroffen, was man bei dem vornehmen Germanen schon der Urzeit als das Charakteristische hinstellen kann. Wenn wir ferner gerade bei den Deutschen auch der späteren Zeit hie und da leidenschaftliche Jägerinnen finden, wie noch im 16. Jahrhundert Herzogin Maria von Bayern, so entspricht dies zwar nicht den Zuständen der Urzeit, spricht aber für die Tiefe der deutschen Jagdlust. Der Tierreichtum des germanischen Waldes wurde schon oben (S. 15) hervorgehoben. Der Elch, wohl auch, wenn man Cäsars Notiz richtig deutet, das Renntier, der Auerochs und der Wisent, der Bär, der Wolf, der Eber (daß die letzten drei gefährlichen Tiere, Bär und Wolf auch als Viehräuber, mit Vorliebe gejagt und bekämpft wurden, zeigt ihre Rolle in der Namengebung), der Hirsch, das Reh, der nicht allzusehr geschätzte Hase, daneben auch wilde (d. h. verwilderte) Pferde, die noch im frühen, selbst im späteren Mittelalter erwähnt werden, dann die kleineren Raubtiere Luchs und Fuchs, Dachs und Otter, dazu jagdbare Vögel, sie alle füllten Wald und Heide und boten Beute in großer Menge. Der Hund war schon damals der getreue Jagdgehilfe des Germanen, und wenn sich alle die verschiedenen Arten von Jagdhunden, die uns etwa in jenen Briefen des Albrecht Achilles begegnen, im großen und ganzen schon in den germanischen Volksrechten finden, so können wir ihre Verwendung auch für die germanische Zeit annehmen. Die Tiere zu fangen, bediente man sich der Fallgruben, namentlich auch für Wölfe, und später allerlei weiterer Fangmethoden. Die rechte Art des Jagens aber war der offene Kampf mit dem Tiere, namentlich mit Hilfe des Speers (Spießes), oder das Hetzen. Auf Vögel (Kraniche, Enten u. a.) jagte der freie Germane aber vielleicht schon von alters her, trotzdem das weder Cäsar noch Plinius und Tacitus

*) Vgl. Steinhausen, Deutsche Privatbriefe d. M.-A. I, S. 112.

Digitized by Google

erwähnen, mit dem abgerichteten Falken. Sicherer erscheint nach der Erwähnung in den Volksrechten und nordischen Quellen allerdings die Annahme, daß die Beize erst später, im 3. Jahrhundert n. Chr., bei ihnen ausgebildet ist, vielleicht vom Osten übertragen. Sie wäre dann zu ihnen wie zu den Slawen wohl in den Anfängen der Völkerwanderung aus den Steppen Asiens gekommen. Die Romanen haben sie erst von den Germanen übernommen.

Wenn die Bedeutung der Jagd für das germanische Leben im Laufe der Zeit bei zunehmender Besiedelung mehr zurücktrat — sie ist aber noch im ganzen Mittelalter viel größer gewesen, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt —, so hat ein anderer der Jagdlust verwandter und mit dem Jagdleben zusammenhängender Zug in den Zeiten der wachsenden Berührung mit dem römischen Weltreiche erst seine rechte Ausprägung und Ausbildung erhalten, der kriegerische Zug des germanischen Menschen. Man hat wohl gemeint, daß die zunehmenden kulturellen Einflüsse diesen Zug der älteren Vorzeit gegenüber gemildert hätten, daß das bloße Kriegführen um des Krieges willen abgekommen sei. Man meint, Zustände, wie sie bei Cäsar noch die kriegerischen Sueven aufweisen, seien bei Tacitus schon nicht mehr vorhanden. Zunächst ist festzuhalten, daß es eigentliche Kriegervölker nicht gibt, und daß mehr oder weniger jedes Volk eine kriegerische Entwicklungsstufe, deren Grundlage Raubsucht und Beutelust ist, erlebt. Die Germanen haben freilich diese Stufe doch in eigenartigerer Weise durchgemacht als andere Völker, und sie haben sie in historischer Zeit nicht etwa schon überwunden, sondern sich erst recht in Kampf und Krieg ausgelebt. Nicht die Kampflust hat aber die Züge der Kimbern und Teutonen, hat das weitere Drängen und Ausdehnen veranlaßt, sondern eine durch den Anreiz der Kulturländer erwachte Ausbreitungslust, die auch durch innere Verhältnisse, die wir nicht mehr durchschauen können, gefördert sein muß. Auf solcher Stufe wird der Krieg gewissermaßen zur Arbeit; die Arbeit des Friedens wird den unfreien und den weiblichen Händen überlassen; der männliche Erwerb besteht, abgesehen von der Jagd, in der Beute (Vieh, Sklaven, mehr und mehr auch funkelnde Schätze). Aber mit den immer neuen Kämpfen, mit dem Gefühl der Kraft, deren sich die Germanen zunächst den Galliern gegenüber bewußt wurden, wächst sich eine von jeher schon vorhandene, auch in jener Jagdlust hervortretende, eingewurzelte kriegerische Neigung

Digitized by Google

zur Leidenschaft für den Kampf aus. Und nun zeigen sie die entsprechenden Eigenschaften, die alle jungen Völker, so einst auch die Römer, aufweisen — nur die Kriegstüchtigkeit hat solche Völker groß gemacht —, in einer Weise, die selbst ihren trotz aller Überkultur noch militärisch hervorragenden Gegnern laute Bewunderung entlockte. Nicht als ob nun ihr ganzes Leben im Kriege aufgegangen wäre: aber die Künste und Arbeiten des Friedens, denen sie sich mehr und mehr hingeben mußten, traten gleichwohl in fast derselben Steigerung in der inneren Wertschätzung gegenüber den Reizen des Krieges zurück. Mit anderen Worten: das erste und ihm wahrhaft kongeniale Lebensideal wurde für den Germanen nun der Krieg, aber wie jedes Lebensideal ist es oft unter den Verhältnissen des wirklichen Lebens geschwächt worden, ist zurückgetreten, wurde selbst zuzeiten vergessen. Wie dieses Ideal aber in ihm lebte, das beweist uns eine Fülle eigenartiger Züge. Die Germanen zogen nicht in den Krieg nur um des Krieges willen — die Beute bleibt die Hauptsache —, wohl aber konnte sie die Aussicht auf Kampf und kriegerische Ehre so reizen, daß sie den Kampf aufnahmen, nur um zu kämpfen. Die Schlacht wurde ihnen zum Fest, zu dem sie sich schmückten, zur Gelegenheit, ihre echtesten Gefühle austoben zu lassen. Der Kampf wurde in der Hitze dem einzelnen zum Genuß; er gab sich ihm hin, ohne sich um die Lage sonst zu kümmern; er kämpfte, als wäre er allein mit seinen Gegnern in Gottes Welt. Wie er halbnackt kämpfte und die schützende Rüstung des Römers nicht vermißte, so verschmähte er auch, sich im Terrain zu decken, es zu benutzen: mit furchtbarem Ansturm darauflos, ohne Vorsicht und Überlegung, das war seine Art, die ihn übrigens auch politisch minderwertig machte, seine Tapferkeit selbst aber um ihren eigentlichen Erfolg, oft schon durch mangelnde Nachhaltigkeit, brachte. Gleich hier zeigt sich der Germane als Individualist, und häufig hat sich das trotz allen Ungestüms der Tapferkeit gerächt. Zum Teil beherrschte ihn allerdings nur rohe Raufluft, deren Ausläufer ja noch die Gegenwart kennt. Es verband sich damit eine außerordentliche Schätzung der physischen Kraft: mit der bloßen Faust jemand niederzuschlagen, galt etwas. Das Selbstbewußtsein, das die Germanen immer gezeigt haben, ließ sie ihre kriegerische Art selbst sehr hoch schätzen: sie waren stolz darauf. Es gebe kein Volk, das tapferer sei als sie, erklärten später

Digitized by Google

einmal, zu Kaiser Neros Zeit, Gesandte der Friesen in Rom. So hatten sie auch eine Freude daran, ihren Kindern Namen zu geben, die Kriegsluft atmeten, die sie als stolze, tapfere Männer allezeit schon äußerlich kennzeichnen sollten. In den Namen der Menschen hat sich immer ein Stück Zeit- und Volksgeist gespiegelt, und gleich zu Beginn der Geschichte der Deutschen zeigen ihre Namen das in vollem Maße. Oft hat man auf den kriegerischen Charakter der germanischen Namenwelt aufmerksam gemacht: die Wortstämme, die in zahlreichen, in der Regel zusammengesetzten Namen stecken, bedeuten Krieg (hilt, gunt, hadu, wîc), Kampfesmut und -grimm (balt, muot, grim), Rüstung und Waffen (helm, ger, brant, ecki, lint, schild, widu), Heer (heri, sint), Sieg (sigu). Derartige Namen sind Hilderich, Gunther, Sigimund, Giselher und Ekkileich. Höchst bezeichnend ist aber, daß auch die Frauennamen*) völlig gleichen Geist atmen: Alahgunt, Baudegunt, Dagahilt, Gunthilt, Haduwîc, Herigilt, Hildigunt, Hildileis, Siginiu, Uodahilt sind solche Namen. Gerade sie und ähnliche, die eine direkte oder indirekte kriegerische Bedeutung haben, nehmen in dem prachtvollen Schatz germanischer Frauennamen weitaus die erste Stelle ein, während z. B. die auf Schmuck und Zier deutenden außerordentlich zurücktreten. Gewiß war dieser oder jener Name landschaftlich beschränkt, aber die Frauennamen sämtlicher germanischen Stämme zeigen dieselbe Erscheinung, dasselbe Überwiegen des Kriegerischen. Es hing eben auch das weibliche Geschlecht dem kriegerischen Lebensideal mit ganzer Seele an. Gelegentlich haben sie auch wohl, wenn man eine Schilderung Ammians von keltischem Volk auch auf die Germanen übertragen darf, bei den Prügeleien der Männer daheim kräftig mitgewirkt. Jenen heldenhaften Zug der germanischen Frauen verstanden die Römer nicht: ihre Schriftsteller berichten davon mit scheuer Bewunderung, so von jenen Frauen, die mit den Waffen in der Hand ihre fliehenden Männer aufzuhalten suchten und sich nicht scheuten, die Feigen zu töten. Das Ideal solcher Frauen verkörpert die nordische Walküre, die Schlachtenjungfrau, der sie schon durch ihre Namen vergleichbar sind. Aber die germanische Götterwelt ist überhaupt ein Spiegel dessen, worin der Germane sein Ideal fand: auch sie steht unter dem Zeichen kriegerischen Geistes.

*) Vgl. Weinhold a. a. O. I^3, S. 8 ff.

Digitized by Google

Wie die Germanen kämpfen auch ihre Götter; die Hauptgötter, von denen wir wissen, werden alle Kriegsgottheiten: Ziu, Wodan und Donar. Die Götter wohnen der Schlacht unsichtbar bei; sie sind die Führer der Kämpfenden. Der Kampf wird etwas Heiliges, Gutes; man geht in ihn hinein, als wäre er ein religiöser Akt. Wer im Kampfe fällt, wird zur Walhalla zu neuem Heldenleben emporgetragen, und so hat der Tod in der Schlacht für den Germanen nichts Schreckhaftes, sondern etwas Beglückendes. Das Lebensideal, woran des Germanen Seele hängt, im Liede zeigt es ihm der Sänger und lockt, ihm zu folgen. Die ersehnte Ehre für den Jüngling ist, mit den Waffen vor dem Volk geschmückt zu werden, und ihren Gebrauch kannte er von Kindheit an durch Waffenspiele und Schwerttänze wie durch die Jagd. Niedriger Kulturstufe entspricht die Anschauung, keiner sei ein Mann, der nicht einen Feind erschlagen habe; bei den Chatten durften sich die jungen Leute nicht eher Haar und Bart wachsen lassen. Zu Kriegern wurden die Knaben herangezogen, wobei freilich zu bedenken ist, daß körperliche Gewandtheit und Abhärtung auch für die übrige Tätigkeit eines Mannes auf solcher Stufe notwendig ist. Verweichlichung gab es da nicht, und schon das von Galenus erwähnte Eintauchen der Neugeborenen in kaltes Flußwasser ist dafür ein Zeichen. Man hat dieses Eintauchen übrigens auch ohne den Einfluß der christlichen Taufe, die ja bei uns einheimische Bezeichnung trägt, mit der Namengebung zusammenbringen wollen; andere haben es als eine Art Gottesurteil über die Echtheit der Geburt aufgefaßt. Unter körperlichen Übungen, wie Laufen, Springen, Ringen und Schleudern, Reiten (gymnastische Wettkämpfe sind mehr nordische und ostgermanische Art), unter Waffenübungen, namentlich mit dem Speer, wächst der Knabe heran, bis dem wehrhaft Gemachten Schild und Speer vor feierlicher Volksversammlung übergeben werden. Daß die Waffen die steten Begleiter der Germanen sind — nihil neque publicae neque privatae rei nisi armati agunt —, daß sie ihnen ins Grab folgen, ist selbstverständlich und auch bei anderen Völkern auf solcher Stufe durchweg zu finden. Im ganzen ist aber die kriegerische Neigung auch in der Folgezeit für den Deutschen charakteristisch geblieben. Noch heute zeugt davon die große Zahl volkstümlicher Redewendungen und Ausdrücke, die die Atmosphäre des Kampfes atmen. Auf diesem Gebiet hat die Sprache von jeher auch

Digitized by Google

einen besonderen Reichtum und schon in germanischer Zeit eine große Produktivität besessen: viele Worte werden kriegerisch gefärbt, andere durch neue kriegerische rasch ersetzt.

Aber, um auf das früher Gesagte zurückzukommen, der Germane war dennoch nicht ausschließlich Krieger: den Kulturzustand des germanischen Menschen überhaupt mit einem wirtschaftlichen oder sonstigen Schlagwort kurz zu bezeichnen, muß als verfehlt erscheinen. Hirt und niederer Ackerbauer, Jäger und Krieger — er war alles zugleich.

Digitized by Google

III. Kapitel.

Der germanische Volkscharakter.

Die kriegerische Art des Germanen hat uns bereits zur Berührung des inneren Menschen, des Wesentlichen aller kulturgeschichtlichen Betrachtung, geführt. Es erhebt sich die schwierige Frage vom germanischen Wesen und Volkscharakter, eine Frage, die häufig gar nicht als solche empfunden, sondern durch eine oberflächliche Herzählung einer Reihe „echt germanischer Züge", worunter früher die Treue, heute der Individualismus eine große Rolle spielt, rasch erledigt wird. Eine Skepsis andererseits gegenüber dem Begriff eines germanischen Volkscharakters ist durchaus unangebracht. Gerade das eben vergangene Jahrhundert hat sich liebevoll in das deutsche Volkstum zu versenken gesucht und viel Ursprüngliches herausgeschält. Der nationale Aufschwung unseres Volks hat dann auch die Neigung, deutsche Art zu erkunden und zu pflegen, mächtig gefördert, zuweilen allerdings eine überschwengliche Begeisterung und eine Deutschtümelei nach Art der früheren Romantik herbeigeführt. Oft wird dabei übersehen, daß vieles ursprünglich und volkstümlich Erscheinende dies gar nicht ist; oft werden andererseits die Errungenschaften kultureller Erziehung gegenüber dem Rohen und Zurückgebliebenen unterschätzt. Gewiß ist mit dem Hineinwachsen der Germanen in die römische Kultur und mit dem Romanismus des Mittelalters zum Teil eine Vernichtung volkstümlicher Eigenart verbunden gewesen; und ebenso und noch stärker war dies der Fall bei Übernahme fremder Kulturen in neuerer Zeit, wie namentlich der französischen: aber dafür sind die Deutschen einmal ein Kulturvolk geworden, und zweitens ist doch trotz Romanisierung und Christianisierung der ursprüngliche Charakter niemals ganz zerstört worden. Er hat das Übernommene eigenartig gefärbt,

Digitized by Google

er bricht zu allen Zeiten wieder hindurch, in der materiellen Art des ausgehenden Mittelalters so gut wie in dem religiösen Drang, der zur Reformation führte, und endlich hat er sich in breiten Volksschichten, die nur äußerliche Kultur oder Halbkultur angenommen haben, insbesondere bei dem Landvolk, ziemlich frisch bis in die neuere Zeit erhalten, wobei man sich aber vor Illusionen, vor Überschätzung, wie gesagt, zu hüten hat. Freilich kommt hier die landschaftliche Verschiedenheit wieder ganz außerordentlich in Betracht: der namentlich am niederen und am Landvolk zu studierende Volkscharakter ist wesentlich Stammescharakter. Je nachdem ein Stamm den Kultureinflüssen ausgesetzt gewesen ist, wird sich dabei seine ursprüngliche Art gefärbt haben, und so wurde der schroffe Gegensatz der Art der verschiedenen Stämme noch schärfer. Dieser ist reiner deutsch als jener. Und dennoch, durch alle Stammesverschiedenheiten und ebenso durch die ganze deutsche Geschichte, durch die Entwicklung einer deutschen Kultur, durch die sozialen Ungleichheiten leuchtet ein Gemeinsames hindurch, die deutsche Art, der deutsche Mensch. Diese Eigenart, die jedes Volk aufweist, eines schärfer als das andere, hat nun der Deutsche von Anfang an in besonders ausgeprägter Form gezeigt. Eben die Beobachtungen, die von fremder Seite so früh über den deutschen Menschen angestellt sind, erlauben uns, was bei anderen Völkern nicht leicht möglich ist, diese Eigenart schon auf einer frühen Lebensstufe zu erkennen. Gerade darin beruht der Hauptreiz, den die Beschäftigung mit dem inneren Menschen in der germanischen Vorzeit gewährt. Es ist aber natürlich, daß der germanische Mensch neben solchen für alle Zukunft charakteristischen Zügen zahlreiche andere zeigt, die die spätere Kultur gemildert, geändert oder zum Glück ausgerottet hat. Viele Züge tragen auch ganz oder wie der eben berührte kriegerische wenigstens bis zu einem gewissen Grade das Gepräge der damaligen Kulturstufe und gleichen Zügen anderer Völker auf entsprechender Stufe. Wie für die wirtschaftlichen Zustände gilt es auch für das innere Leben neben eigentümlich germanischen immer die Züge zu betonen, die allen frühen Stadien der Entwicklung der Völker eigen sind.

Beim germanischen Menschen fällt nun zunächst ein Zug auf, der auch für den späteren Deutschen charakteristisch und durchaus zu betonen ist. Wir haben es nicht mit einem klaren und einfachen, sondern mit einem wunderbar komplizierten

Digitized by Google

Charakter zu tun. Der deutsche Charakter vereinigt in sich die absolutesten Gegensätze; zwiespältige Empfindung ist für ihn bezeichnend. Der Deutsche hat gleichsam eine doppelte Seele, und zu allen Zeiten, vom Beginn seines geschichtlichen Lebens bis zur Gegenwart, fällt diese ungemeine Zwiespältigkeit*) auf, bis zu dem „Gewaltmenschen" Bismarck mit seinem doch kindlichen, liebevollen Gemüt. Mit dem kriegerischen Lebensideal des Germanen harmonieren heldenhafte, auch wilde und leidenschaftliche Züge, und ihm widersprechen ebenso scharf erkennbare weiche und gemütliche Seiten. Diese weichen Züge konnten dem fremden Beobachter freilich leicht entgehen. Dem Römer mußte der wilde, kriegerische Zug sicherlich als der hervorstechendste erscheinen. Zu ihm stimmte schon das Äußere des Germanen, das ja auch wesentlich die Ursache des Kimbernschreckens war. Dieses Äußere des Germanen wird von den Berichterstattern ziemlich übereinstimmend geschildert. Sie machen dabei keine Unterschiede zwischen den verschiedenen germanischen Stämmen, die ihnen wie eine gleichmäßige Masse erschienen. Aber auch der moderne Kulturmensch findet bei den heutigen Naturvölkern oft nur Gleichartigkeit und erkennt die unterscheidenden Merkmale nur schwer. Was den kleinen Kerlen, den Südländern, zunächst auffiel, war die Größe der Germanen, die ihrerseits wieder nach Cäsars Zeugnis über die kleinen römischen Soldaten spotteten. Diese Größe wird von älteren und jüngeren Autoren und ausdrücklich auch für die verschiedenen Stämme hervorgehoben.**) Was Cäsar von den großen Sueven schreibt, bestätigt Ammianus Marcellinus später für die Alemannen, Sidonius Apollinaris für die sieben Fuß langen Burgunder. Einem Byzantiner erschienen die Franken wie Türme, und ähnliches wird von den Goten behauptet. In dieser typischen gewaltigen Art wird noch Karl der Große

*) Auch E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 100, spricht von der „deutschen Doppelseele" und Rich. M. Meyer, Deutsche Charaktere, S. IX, von der charakteristischen Zwiespältigkeit; vgl. auch R. M. Meyer in Zeitschrift f. Kulturgeschichte II, S. 143: „die Germanen sind problematische Charaktere ab initio: Parcival."

**) Stellen bei Zeuß a. a. O. S. 50 und bei Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühles S. 16. — Über die sonstige „körperliche Charakteristik der Germanen" vgl. auch Bremer a. a. O. (Grundr. III²) S. 764 ff.

Digitized by Google

geschildert. Daß die Germanen selbst die Größe schätzten, zeigt der Umstand, daß sie zur Führerqualifikation gehörte. Im allgemeinen ergeben nun aber als zuverlässigste Zeugen die Gräberfunde*), daß z. B. unter den Franken und Alemannen viel recht große Leute, daß jedoch ganz außergewöhnliche Maße nicht vorhanden waren; auch sind viel mittlere Größen zu konstatieren. Ähnlich liegen die Verhältnisse in manchen Gegenden noch des heutigen Deutschlands. Auch die Stärke, die solcher Größe entspricht, findet sich wohl gelegentlich noch unter ursprünglichen Landbewohnern. Neben der Größe, dem robusten Bau und der Stärke wird als weiteres den abschreckenden Eindruck vermehrendes Moment von den Alten meist der schon erwähnte wilde Blick hervorgehoben, und in der Tat spiegelt gerade das Auge die Halbkultur oder die Naturfrische eines Volkes überall wider. Die Farbe der Augen aber war blau, ebenso wie bei den Kelten, die auch die sonstigen Merkmale der Germanen, die weiße Haut und das rötliche Haar — rötlich oder gelblich, nicht rot —, die Zeichen nördlicher Heimat, mit ihnen teilten.**) Heute ist dieser Typus nicht mehr so vorherrschend, nimmt jedoch beständig nach Norden zu. Er ist aber stets, bis in die Gegenwart, dem Südländer schön und edel erschienen. Schon die Griechen dachten sich ihre Göttergestalten mit Vorliebe blond, und ebenso gefiel dem Römer die Haar- und Hautfarbe der Germanen. Die germanischen Frauen namentlich waren in seinen Augen Schönheiten, und begeistert konnte der Dichter Ausonius später seine germanische Bissula preisen. Die feine weibliche Welt in Rom liebte es wohl auch, sich durch rötlich-blonde Perücken oder Färbung der Haare ein germanisches Aussehen zu geben. Andererseits trug der Germane selbst mit Stolz die Merkmale seiner Abkunft; sich von den Schwarzhaarigen zu unterscheiden, darauf legte er Wert. Wenigstens spricht dafür das auch ihrerseits und zwar namentlich von den Männern geübte Rotfärben der Haare durch eine Art Pomade (aus Talg und Asche, vermischt mit pflanzlichen Stoffen), deren Erfinder

*) Lindenschmit a. a. O. I, S. 137.

**) Vgl. S. 42 und die Zeugnisse bei Zeuß a. a. O. S. 49 ff.; dazu fügt Hehn a. a. O. S. 521 die Stelle bei Ammianus Marcellinus 15, 12: celsioris staturae et candidi paene Galli sunt omnes et rutili.

Digitized by Google

aber wohl die Gallier waren. Dieses besondere Betonen und Verstärken der schon vorhandenen Blondheit bezeugt Diodor eben für die Kelten, d. h. wohl auch für die Germanen, für diese aber auch noch andere Autoren*), z. B. für die Alemannen Ammianus. Es zeigt sich hier früh ein bestimmtes Schönheitsideal, das noch im Mittelalter lange nachwirkte. — Eine beschränkte Veranschaulichung des Aussehens der Germanen können jene bereits erwähnten Darstellungen der Trajans- und der Markussäule bieten, die aber wesentlich doch nur für ihre Tracht heranzuziehen sind.

Der ungefügen äußeren Erscheinung der Germanen scheinen nun neben jenem kriegerischen Geist auch wilde innere Züge zu entsprechen. Der furor teutonicus gehört vor allem hierher: in großartiger Wildheit kam die ungestüme Kampflust zum Ausdruck, und oft mochte der Germane in solcher Erregung den Berserkern gleichen, die in Wut und Kraftgefühl in ihre Schilder bissen. Man hat ganz treffend ähnliche Züge aus dem bajuvarischen Raufleben noch der Gegenwart herangezogen. In ungebändigter und unüberlegter Wut sollen germanische Stämme selbst die Elemente, Feuer und Wasser, bekämpft haben. Immerhin erscheint die Wildheit der germanischen Tapferkeit durch das Heldenhafte derselben gemildert, freilich auch wieder durch das wüste Kriegsgeschrei ungleich gesteigert. Eine Reihe barbarischer Züge ferner entspricht der niederen Kulturstufe. In naiver, wilder, ungebundener Weise äußert sich auf solcher Stufe der Egoismus des Menschen. Will man etwas haben, so raubt man es, Vieh und Frauen namentlich; hat man einen persönlichen Feind, so schlägt man ihn tot. Die noch zu besprechenden schlimmen Konsequenzen solchen Handelns, soweit es gegen Stammesangehörige gerichtet war, mochten solchen wilden Egoismus schon früh zurückdämmen. Aber als schändliches Verbrechen gilt zunächst weder der Raub — Raubluft hat in der Regel die Kriegszüge der Germanen veranlaßt — noch der Totschlag. Echte wilde Züge kommen im übrigen namentlich bei den rauher gebliebenen Nordgermanen vor, wie das Blutaderritzen, fehlen aber auch bei den übrigen Germanen nicht. Eine Strafe, wie das Zerreißen bei lebendigem Leibe durch Rosse, das Ausdrücken der Augen mit dem Daumen nach siegreichem

*) Stellen bei Schultheiß a. a. O. S. 17.

Digitized by Google

Ringkampf, das noch viel später vorkommt, gehören hierher; der Gebrauch von Menschenschädeln als Trinkgefäße (auch für die Kelten bestätigt), fanatische Quälereien von Gefangenen wie überhaupt der maßlose Haß gegen den Feind gleichermaßen. Züge andererseits wie das Töten von Greisen, das Aussetzen von Kindern finden sich auch bei den Griechen und Römern sowie bei andern Völkern und entsprechen wieder durchaus einer Stufe, der sentimentale Gefühle fern liegen. Ebenso ist im Grunde das Institut der Menschenopfer selbstverständlich, obwohl man aus Begeisterung für die Vorfahren diesen Brauch möglichst zu leugnen sucht und ihn nur für die Nordgermanen zugeben möchte. Was Cäsar von den Galliern berichtet, bestätigen Tacitus und andere für die Germanen. Von den Sachsen werden noch im 5. Jahrhundert Gefangene geopfert. Für die Nordgermanen aber gehen derartige Zeugnisse noch tief ins Mittelalter: bei Thietmar von Merseburg finden wir ein solches für die Dänen, bei Adam von Bremen für die Schweden. Keineswegs handelte es sich bei solchen Opfern immer nur um das Schlachten von Gefangenen, wie nach der Schlacht im Teutoburger Walde. Das war ein Opfer, das wohl auf einem Gelübde vor dem Kampf beruhte, im übrigen eben als Opfer ein Brauch, der sich überall bei den Indogermanen findet, und dessen Milderung dann die Abführung in die Sklaverei darstellt. Immerhin sind die Menschenopfer bei den mit den Römern in Berührung gekommenen Germanen sicherlich bald seltener geworden. Der anscheinende Mangel an Gefühlsweichheit, der sich hier ausspricht, tritt auch sonst hervor. Aber wieder sind die Grausamkeit des Vaters gegen das leibliche Kind, wenn es gefrevelt hatte, die Todesverachtung, die Heldenhärte im Unglück und, was sonst etwa anzuführen wäre, auch bei anderen Völkern auf ähnlicher Stufe zu finden.

Nicht zu den wilden, aber zu den die Südländer abstoßenden Zügen gehörte die germanische Trinklust, das minime sitim tolerare, oder richtiger bezeichnet — denn man darf diese Erscheinung nicht nur in Scheffelscher Verklärung sehen — die Trunksucht. Das diem noctemque continuare potando mochte jenen ungeheuerlich erscheinen: aber wenn irgend etwas für die Glaubwürdigkeit der Taciteischen Nachrichten überhaupt spricht, so ist es die wiederholte Hervorhebung gerade dieses Zuges. Auch wird er für Goten, Alemannen, Angelsachsen,

Digitized by Google

Langobarden, Heruler usw. bestätigt; am empörtesten zeigte sich später Venantius Fortunatus über die Gelage der Franken. Der Zug ist zwar Gemeingut nördlicher Völker, wieder z. B. der Kelten, weiter anderer Indogermanen, der alten Preußen, der Thraker, Inder, Iranier*), aber in seiner ganzen Ausprägung, so wie etwa Tacitus die germanischen Kneipereien schildert, durchaus nationalgermanisch — das lehren noch die folgenden Jahrhunderte, das lehrt noch die Gegenwart. Ob man auch diesen Zug, wie geschehen ist, auf ein „inneres Feuchtigkeitsbedürfnis" von Waldbewohnern zurückführen darf, steht dahin. Von den Getränken selbst wird später die Rede sein. Die Eigenart des Trinklebens aber erschöpft sich nicht in der allerdings charakteristischen Maßlosigkeit, die sich auch im Essen, wie zum Teil noch heute, zeigt. Es wird vielmehr von dem, wie es die angelsächsischen und nordischen Dichtungen, z. B. der Beowulf, schildern, nicht allzusehr verschieden gewesen sein. Auch das Zutrinken wird man in frühe Zeiten zurückverlegen dürfen: nach der Schilderung des Priscus vom Hofe des Attila mußten die Gäste z. B. den Becher, aus dem ihnen der Wirt oder die Wirtin zutrank, leeren. Und ebenso ist das Minnetrinken zum Gedächtnis von Toten wie zu Ehren der Götter uralt. Das Mundschenkenamt wird im Hause der Vornehmen auch früh ein ständiges und wichtiges gewesen sein.

Friedliche Sitten befördert jenes Leben nicht, zumal der Germane an sich öfter ein zänkisches Wesen zeigt, und die rohen und brutalen, oft sehr blutigen Szenen**), die sich in der Trunkenheit ereigneten und von denen Tacitus schon Kenntnis hat, konnten den Eindruck des Wilden, den die kultivierten Südländer vom Germanen hatten, nur noch steigern. Derselbe zügellose, leidenschaftliche Drang wie beim Trinken und im Lärm der Gelage zeigt sich beim Spiel. Dieser Mangel an Selbstbeherrschung findet sich übrigens auch wieder bei anderen Völkern. Gerade für die Folgen der Spielleidenschaft hat man z. B. auf eine charakteristische Stelle im Rigweda verwiesen. Blindes Drauflos, völliges Sichvergessen auch beim Spiel. Alle Habe, selbst die Frau, und weiter Freiheit und Leben mochte einer, wie Tacitus berichtet, verspielen. Wieder ein abstoßendes Bild.

*) Vgl. Schrader a. a. O. S. 514 f.

**) Noch im Beowulf wird dem Helden nachgerühmt, daß er nicht beim Gelage die Herdgenossen erschlug.

Digitized by Google

Aber zu all solchen Zügen gibt es nun — und darin zeigt sich eben die germanische Doppelseele — ganz entgegengesetzte, die scheinbar unmöglich mit jenen zu vereinigen sind. Ein Zug zunächst, der mit dem leidenschaftlichen, jähen, drängenden, kriegerischen Wesen des Germanen besonders zu kontrastieren scheint, ist freilich richtig zu bewerten: die germanische Trägheit, das vielberufene Liegen auf der Bärenhaut. Gerade dieser Kontrast fiel zwar schon dem Tacitus*) auf: mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et oderint quietem. Indessen ist doch dieser Gegensatz psychologisch nicht so wunderbar, und ähnliche Erscheinungen finden sich bei Naturvölkern überhaupt, die in dieser Beziehung die Extreme lieben und oft aus wilder Bewegtheit in starre Ruhe verfallen. Es hängt das ferner mit der Einschätzung und Verteilung der friedlichen Arbeit zusammen: die Abwendung des Mannes von derselben beruht nicht auf Faulheit, sondern auf bestimmten Anschauungen. Man arbeitet, d. h. erwirbt seinen Unterhalt immer nur, soweit es die Notdurft gebietet.**) Niemals ist aber die Faulheit ein germanisches Ideal gewesen. Oberster Grundsatz noch für die höfischen Ritter ist das Gebot, ja nicht zu „verliegen". Freilich geht das in erster Linie auf die verpönte Häuslichkeit, die friedliche, idyllische Beschäftigung. Solche Arbeit ist eben keine würdige männliche Arbeit: die inertia, die Tacitus tadelt, ergibt sich nur aus dem zeitweiligen Mangel an einer würdigen Tätigkeit. Zu ihr hatte der Germane immer Lust und kannte dann keine Abspannung und kein Ruhebedürfnis. Daß überdies gerade explosive Naturen Perioden der Reaktion zeigen, ist nicht weiter auffallend. — Wirkliche Kontraste mit dem wilden, ungebändigten Wesen ergeben sich vielmehr aus anderen Zügen, aus der Weichheit, dem Maßhalten, der sittlichen Haltung. Neben anscheinender Grausamkeit, neben hartem Sinn und Brutalität findet sich starke Gutmütigkeit, z. B. den Unfreien gegenüber, die man milde behandelt, zur Familie rechnet, gegen die man die Macht nie mißbraucht. Meist wachsen der freie Knabe und das freie Mädchen mit den Kindern von Unfreien in voller Gemeinschaft auf und werden ganz gleich behandelt. Auch diese gute Behandlung von Sklaven ist ein

*) German. 15.

**) Vgl. S. 144, auch Bücher, Arbeit u. Rhythmus, 2. Aufl. S. 6 ff.

Digitized by Google

Charakteristikum früher Kulturstufen, erklärlich aus den Lebensverhältnissen, dem allgemeinen Zusammenleben in einem Raum, sowie der straffen Herrschaft des Hausherrn andererseits, der Frau und Kinder wie die Sklaven gleichermaßen unterstehen. Neben dem Jähzorn, dem zänkischen Auffahren und der Hadersucht finden sich ferner wirkliche Gemütlichkeit und ein ausgeprägter Humor. Gerade das Trinkleben hat sicherlich von jeher auch diesen und nicht nur den abstoßenden Charakter getragen: die behaglich-massive Geselligkeit des späteren Mittelalters etwa im Artushofe zu Danzig wird sich im Wesen wenigstens nicht allzuviel von der germanischen unterschieden haben. Aber auch darüber hinaus haben, wenn wir da wieder vom Mittelalter zurückschließen dürfen, Humor und Gemütlichkeit das deutsche Leben durchdrungen. An charakteristischen Belegen, die es für die späteren Jahrhunderte in Fülle gibt, mangelt es freilich für so frühe Zeiten. Der fremde Beobachter hatte dafür kein Empfinden. Uralt ist ferner die dem Humor verwandte deutsche Neckluft. Stämme und Stämmchen haben sich früh übereinander lustig gemacht, und wie sich in der Moselgegend Winzer und Schiffer, deren Germanentum freilich zweifelhaft ist, zu römischer Zeit mit Spottliedern regalierten, hat schon Ausonius geschildert.

Indessen besitzt der Germane noch mehr als Gemütlichkeit — er hat von jeher Gemüt, tiefes und echtes Gemüt gehabt. Man braucht aus der Unübersetzbarkeit dieses Wortes nicht zu schließen, daß andere Nationen dessen, was wir Gemüt nennen, bar seien: gleichwohl liegt hier dem Grade nach eine spezifische Eigentümlichkeit des Deutschen vor, die in der Form der Gutmütigkeit, der Vertrauensseligkeit schon erwähnt wurde und ihm später von anderen oft als Schwäche oder gar als Zeichen beschränkten Sinnes ausgelegt worden ist, die aber andererseits die schönsten und edelsten Seiten deutschen Innenlebens bezeichnet. Gemüt zeigt der Germane, wenn er zu allen Dingen seiner Sphäre ein innerliches Verhältnis begründet, wenn der anscheinend so harte Seegermane sein Schifflein wie ein persönliches Wesen behandelt und benennt, wenn der Krieger an seinem Roß, an seinen Waffen wie an lieben Wesen hängt, wenn einer sein Vieh, überhaupt die Tiere seiner näheren Umgebung als wahrhafte Lebensgenossen behandelt, was allerdings mit dem noch zu besprechenden Seelenglauben zusammenhängt. Gemüt zeigt die überaus starke Naturliebe des Germanen, die das See- und

Digitized by Google

Waldleben, auch der im Norden besonders empfundene Wechsel der Jahreszeiten in ihm geweckt und genährt hatte. Er lebt und webt mit der Natur. Er beobachtet alle Einzelheiten der natürlichen Umgebung, die Vögel des Waldes wie die Bäume mit ihren wechselvollen Formen, ihrem Blätterspiel und Rauschen und ebenso alle Vorgänge in der Natur mit einem starken persönlichen, gemütlichen Anteil; am stärksten wird sich das noch bei der Betrachtung seines religiösen Lebens zeigen. Die freilich wieder mit dem Seelenglauben zusammenhängende Heiligung von Wäldern und Bäumen, die Belebung von Schluchten, Gewässern, Höhlen, Waldwinkeln mit geheimnisvollen Wesen, die phantasievolle Bedeutung mancher Vögel, der Schlangen usw., die oft aufgeregte Teilnahme an den Himmelsvorgängen, insbesondere das Verhältnis zur Frau Sonne und dem Herrn Mond, namentlich aber die physische Grundauffassung der Götterwelt überhaupt gehören hierher. Von diesem starken Naturgefühl sind alte Märchen und Sagen, sind die Bilder des Rechtslebens nicht minder uralte Zeugen. Gemüt zeigt aber auch der entschieden mystische Zug, der die Naturreligion des Germanen durchdringt. Ein geheimnisvolles Weben geht durch die Natur; was dem Verstandesmenschen Phantasiegebilde dünkt, fühlt der Germane als Realität. Dunkler innerer Kräfte wird er sich bewußt und glaubt an sie. Schwer aber wird es ihm, sein Herz zu öffnen. Aus solchen Anlagen erwächst der reiche Schatz des Volksglaubens, der auch später dem Christentum so lange Widerstand leistete, freilich gerade durch dessen feindliche Einflüsse, die ihn mit dem Schimmer des Bösen umgaben, viel düsterer wurde. So ist also der Germane, und sicherlich nicht zum wenigsten durch den Bann langen Waldlebens, ein innerlicher Mensch. Er ist auch ein Träumer und ein merkwürdiger Grübler, der über die Dinge nachdenkt, wohl auch oft Zweifel im Gemüte wälzt. Er wird andererseits leicht gefühlsselig, und gewiß ist er's auch damals schon beim Trinken geworden. Gemüt zeigt endlich der Sinn des Germanen für die Häuslichkeit, erworben durch das rauhe Klima, das ihn stärker ans Haus bannte als den Südländer. Gemüt zeigt der gewiß damit im Zusammenhang stehende Sinn für die Familie.

Aus diesem Familiensinn erklärt sich nun zum Teil auch die oft gerühmte verhältnismäßig hohe Stellung der Frau

Digitized by Google

bei den Germanen, die für die bisherige, vom Orient ausgegangene Kultur etwas Unerhörtes war, wenn wir auch hierfür bei den klassischen Völkern immerhin ähnliche Züge — man braucht nur an die homerischen Frauen zu erinnern — finden. Das Walten der Frau im Hause war mehr als bloße Arbeitsleistung. Das tiefere Gemüt des Germanen empfand einen von dem weiblichen Wesen ausgehenden überlegenen Einfluß: inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, heißt es bei Tacitus*). Die „weisen" Frauen „sahen" die geheimnisvolle Zukunft. Und in der Tat steckt eine Art wundersamer natürlicher Begabung in den Frauen; auch in neuerer Zeit haben Kenner des Frauengemüts**) ihre merkwürdige Divinationsgabe, ihre instinktive Menschenkenntnis öfter hervorgehoben. Insbesondere auf geistigem Gebiet räumten die noch nicht von einer Verstandeskultur umgewandelten Germanen dem gesunden Sinn der Frau willig den Vorzug ein: nec aut consilia earum aspernantur aut responsa negligunt. Daß dieselben Frauen harte wirtschaftliche Arbeit zu verrichten hatten, daß sie rechtlich minderwertig und unselbständig waren, daß sie, wie es für die Friesen belegt ist, gelegentlich verkauft wurden, ist, wie wir noch sehen werden, durchaus in der damaligen Kulturstufe begründet und beeinträchtigte jene innere Achtung und Wertung, die sich auch in der Höhe des Wergeldes ausprägt, keineswegs. Die Ehe wird infolgedessen bei den Germanen tiefer und ernster aufgefaßt als bei anderen Völkern, von den vorgeschrittenen Kulturvölkern, z. B. den Römern, zu schweigen. Den Kontrast zeigt der Germane freilich wieder auch hier. Rohe Mißhandlung des Weibes war keineswegs ausgeschlossen. Die Züchtigung der Frau, die das Mittelalter noch lange kennt, ist aber wieder aus den niederen Kulturverhältnissen erklärlich und nicht auffallend. Die Ehe wird in der Regel, wie noch z. T. bis zum 13. Jahrhundert, spät geschlossen. Meist führt der Germane nur ein Weib heim. Freilich kommen, wie wir noch sehen werden, bei Vornehmen mehrere Frauen und Konkubinen auch sonst — Konkubinat der Reichen besteht noch durch das ganze Mittelalter — vor. Die eheliche Treue wird ziemlich streng gewahrt. Bekanntlich rühmt Tacitus die Reinheit

*) German. 8.
**) Z. B. Bogumil Goltz.

Digitized by Google

der germanischen Ehe ganz besonders. Indessen will er, wenn irgendwo, so hier dem verderbten Rom den Spiegel vorhalten und idealisiert deshalb ohne Zweifel. Nur der Ehebruch der Frau war streng verpönt. Der Mann aber hatte eine freiere Stellung.

Überhaupt wird die Keuschheit der Germanen aus den gleichen Motiven von Tacitus entschieden übertrieben geschildert. Er steht damit auch im Widerspruch zu den späteren Quellen, ebenso zu den Bußbüchern der fränkischen Zeit. Die Lüste und verdorbenen Sitten der Kaiserstadt waren den Germanen allerdings fremd: aber wenn wir auch nur ein wenig von dem ländlichen Leben des Mittelalters wie der späteren Zeit auf die früheren Zustände zurückschließen dürfen, so muß auch unter den Germanen im geschlechtlichen Leben eine gewisse Freiheit geherrscht haben, wenigstens für die Unverheirateten. Freilich mochte schon damals, wer sich mit einer Jungfrau abgegeben hatte, sie auch später heimführen. Noch heute sind die ländlichen Bräute oft keine Jungfrauen mehr; die Probenächte sind wohl recht alt. Immerhin besteht das Lob der Keuschheit des germanischen Weibes zu Recht, und auch der Mann zeigt in diesem Punkte eine Haltung, die mit seiner sonstigen Maßlosigkeit und Leidenschaftlichkeit lebhaft kontrastiert. Dafür sprechen auch die schweren Strafen für Unzucht und die natürlich erst später hervortretende Abneigung germanischer Stämme gegen das Dirnenwesen, z. B. in Gallien. Jedenfalls ist das Verhältnis zwischen Mann und Weib, wie es die Germanen gestaltet haben, ein sittlicher Vorzug, der, aus dem Gemütsreichtum des sonst so wild und rauh erscheinenden Volkes entsprossen, sie den bisherigen Kulturvölkern gegenüber sogar hochstehender erscheinen läßt und auf die sittliche und gemütliche Entwicklung der späteren Zeit, besonders auf die so wichtige Gestaltung des deutschen Familienlebens von tiefgreifenden Folgen gewesen ist.

Einen anderen sittlichen Vorzug der Germanen hat man von jeher in ihrer Auffassung der Treue gefunden, sie freilich in der Regel viel zu hoch eingeschätzt. Diese vielgerühmte Eigenschaft, auf der ja im Grunde auch das höhere Niveau der germanischen Ehe beruht, ist sehr oft mißverstanden worden; ihr Preis ist zum Teil nur Selbstlob der Germanen. Von einer wirklichen sittlichen Forderung ist zunächst keine Rede. Es tritt in der Treue wieder jener gemütliche Zug hervor, der

Digitized by Google

sich ein Verhältnis von Menschen zueinander nicht kalt, nicht nur geschäftsmäßig denken kann, sowie jene Gutmütigkeit, die sich bereitwillig unterordnet und von der noch näher zu handeln sein wird. Es ergibt sich daraus, daß solche Treue sich nur auf das Verhältnis von Person zu Person beziehen kann. Auch das, was Tacitus in der berühmten Stelle als Treue bewundert, die „Hartnäckigkeit selbst beim Laster", wenn nämlich der beim Würfelspiel Unterliegende, falls er um seine Freiheit gespielt hat, sich willig binden und abführen läßt, ist natürlich kein sittlicher Zug und paßt viel mehr, wie man auch sonst schon hervorgehoben hat, zu der phantastischen Art des Germanen, seiner unüberlegten Maßlosigkeit, die er im Kampf wie beim Genuß zeigt. Noch weniger kommt als besonderer sittlicher Vorzug die Treue gegen den Gastfreund in Betracht, die bei anderen Völkern ganz ebenso gefordert wird. Treu aber in dem Sinne von zuverlässig, aufrichtig sind die Germanen — sobald es über die noch näher zu erörternden persönlichen Beziehungen hinausging — überhaupt nicht gewesen, eher zuweilen das Gegenteil, treulos oder perfide*), trotzdem Goethe einmal gemeint hat, das Wort perfide sei ins Deutsche nicht zu übersetzen. Vellejus Paterculus meinte von den Germanen, es seien verschlagene Gesellen, zum Lügen wie geschaffen. Die Arglist, mit der Arminius den Varus umgarnt und vernichtet, mag als letztes Mittel gegen einen gefährlichen Feind entschuldigt werden. Aber auch später ist es den Germanen auf den Bruch von Verträgen gegenüber den Römern nicht angekommen. Wegen ihrer Treulosigkeit sind besonders die Franken bekannt gewesen.**) Und wenn die schon erwähnte friesische Gesandtschaft zu Rom sich nicht nur in der Tapferkeit, sondern auch in der Treue (d. h. allerdings gegen Rom) von keinem anderen Volk übertroffen wissen wollte, so sind gerade die Friesen noch im Mittelalter ein übel berüchtigter Stamm gewesen. Diese politische Treulosigkeit haben im übrigen die Germanen selbst Germanen gegenüber gezeigt. Das Fehlen eines Nationalgefühls mag entschuldigen, wenn zahllose Germanen unter Roms Adlern

*) Salv. de gub. dei VII, 15, 64: Gothorum gens perfida.
**) Hist. Aug. Firm. 13, 4: Franci, quibus familiare est ridendo fidem frangere.

Digitized by Google

gegen Germanen kämpften, treulos aber ist der Verrat an den eigenen Volksgenossen, wenn z. B. später der Franke Chorietto im römischen Sold seine eigenen früheren Genossen nachts im Weinschlafe überfiel und ihnen die Hälse abschnitt. Es ist auch keineswegs die „barbarischen" Völkern überhaupt eigentümliche Arglist, die sich bei den Germanen zeigte, vielmehr weist noch die spätere deutsche Geschichte nicht wenige Fälle beschämender Treulosigkeit auf, die anderer Völker freilich noch mehr. Die eigentliche deutsche Treue also gilt in der Hauptsache nur für jene persönlichen Beziehungen. Mann gegenüber Mann bestand das gegebene Wort unverbrüchlich, so, wenn zwei Kämpen, vom Kampf mit einander ermüdet, über Nacht einander abwechselnd schlafen lassen, um bei Tagesanbruch weiterzuringen. Vor allem aber kommt die Treue gegen den Herrn in Betracht: sie wird, wo es sich um persönlichen Dienst handelt, dem römischen Herrn, wenn man sich einen solchen gewählt hat, ebenso gehalten wie dem germanischen, ein Zug, den die Römer wohl zu schätzen und zu benutzen wußten. Auch diese Mannentreue wird zwar später immer häufiger gebrochen, aber noch lange war die Kraft dieses in tiefer gemütlicher Auffassung wurzelnden Verhältnisses überaus gewaltig. Am stärksten kam diese Art germanischer Treue in der Gefolgschaft*), bei der sich der Herr seinerseits den Mannen zur Treue verpflichtet fühlte, zum Ausdruck. Solche Treue, die freilich auch etwas Äußerliches, durch eine Verpflichtung Zwingendes hat, konnte nun allerdings eine Form annehmen, in der jede Selbständigkeit aufhört und nur die Demut gilt. Aus der Treue kann Unterwürfigkeit, Servilität werden. Wie weit dieser Zug bei dem germanischen Menschen schon zum Vorschein kam, ist nicht festzustellen. Der spätere Deutsche hat ihn oft in erheblichem Maße gezeigt, und nicht mit Unrecht hat man von einer deutschen Bedientennatur gesprochen.**)

Indessen diese häßliche Nebenart der Dienertreue, die sich vielleicht schon in dem willigen Annehmen römischer Herren zeigt, würde, wenn vorhanden, nun wieder mit einem anderen Zuge des germanischen Menschen kontrastieren, mit seiner aus-

*) Vgl. über diese unten S. 117 f.

**) Vgl. die gutgemeinte Kritik dieses Vorwurfs bei Arnold a. a. O. S. 199.

Digitized by Google

gesprochenen Disziplinlosigkeit*), die überhaupt mit der Mannentreue nicht zu harmonieren scheint. Disziplinierter wie der Slawe ist der Germane nicht: das willige Ordreparieren der späteren Preußen, ihre stramme Mannszucht muß daher zum Teil aus der Mischung mit slawischer Art erklärt werden. Noch zu Zeiten Heinrichs VII. nannte ein Italiener die Deutschen eine gens disciplinae militaris ignara. Der Germane gehorchte durchaus ungern. Seine Doppelseele zeigt opferwillige Treue und lebhaften Ungehorsam nebeneinander. Das hängt wieder mit einem der Bedientenhaftigkeit direkt entgegengesetzten Unabhängigkeitsgefühl, das sich in einem maßlosen Trotz wie in einem unbeugsamen Stolz zeigt, zusammen. Wesentlich Stolz war es, wenn die erwähnte friesische Gesandtschaft sich ihrer Tapferkeit und Treue rühmte. Stärker aber ist noch der Trotz der Selbständigkeit. Derselbe Germane, der sich so leicht und so oft in römische Dienste begab, besaß das ausgeprägteste Freiheitsgefühl. Hierin zeigte er auch dieselbe Unbändigkeit, die wir in jenem furor teutonicus, in seiner Trunksucht, in seiner Spielleidenschaft gefunden haben. So, wie sein freier Wille war, wollte er leben und sich geben. In den „Historien"**) läßt Tacitus den Tutor sagen: Germanos non iuberi, non regi, sed cuncta ex libidine agere, und in den „Annalen"***) fügt er der Erwähnung zweier Häuptlinge, qui nationem Frisionum regebant, hinzu: in quantum Germani regnantur. Diese Selbstherrlichkeit, diesen geradezu demokratischen Zug hebt er auch an einer Stelle der „Germania"†) hervor, daß man nämlich niemals rechtzeitig und auf Geheiß zu den Versammlungen käme, sondern daß es Tage dauere, bis alle beisammen wären. Das Sichnichtfügenkönnen ruft auch jenen fortwährenden Hader zwischen den Mächtigen im Volke hervor, der z. B. bei den Cheruskern zu nahezu völliger gegenseitiger Vernichtung führte, einen Hader, der überdies auch die Sippe, die Familie zerriß. Diese Selbstherrlichkeit deckt sich mit einer übergroßen Empfindlichkeit, die leicht zu Zank und Streit,

*) Caesar de bello Gall. IV, 1: libertate vitae, cum a pueris nullo officio aut disciplina assuefacti nihil omnino contra voluntatem faciant.

**) IV, 76.

***) XIII, 54.

†) Germ. 15.

Digitized by Google

ja in Verbitterung und dem Gefühl der Kränkung zum Volksverrat führt, und weiter mit einer allzu großen Eigenliebe, die recht oft übersehen wird. Nichts war auch dem späteren Deutschen heilsamer und nichts fiel ihm schwerer als die „Zucht", die allerdings wesentlich das äußere Benehmen betrifft. Denn auch hierin ließ sich der Deutsche von jeher über die Maßen gehen.

Aber diese, zuweilen rohe Formen annehmende Ungebändigtheit, Willkür und Selbstherrlichkeit hat nun doch auch jenen bereits hervorgehobenen Individualismus der Deutschen im Gefolge, der sich zwar oft verderblich, oft aber, auf idealem Gebiete namentlich, segensreich und fruchtbringend gezeigt hat. Dieser individualistische Zug ist durchaus erkennbar, trotzdem noch das ganze soziale, rechtliche, sittliche und geistige Leben im Zeichen der Gebundenheit steht und bei dem instinktiven, herdenmäßigen Handeln der Begriff des einzelnen noch kaum faßbar ist. Im Staat ist das Individuum nichts; in seinen wichtigsten Lebensäußerungen bindet den einzelnen das Geschlecht; er haßt und tötet sogar, weil das Geschlecht es so will. Überhaupt lenkt und leitet ihn feste Sitte. Wo er handelnd auftritt, im Heer, im Gericht, in der Volksversammlung, steht er im Banne eines Muß. So zeigt sich das Freiheitsgefühl mehr im Auflehnen, woraus sich die mangelnde Festigkeit der staatlichen Gewalt ergibt, in der Disziplinlosigkeit des einzelnen sowie in der Maßlosigkeit überall da, wo der Germane noch sein eigener Herr ist, im Spiel, beim Gelage usw. Zum Teil geht der Individualismus auf jene gemütliche Richtung des Germanen zurück, die ein inneres Eigenleben befördert und zuweilen in einer gewissen Verschlossenheit (wieder ein Kontrast zu dem lauten, ungebärdigen Wesen sonst) zum Ausdruck kommt. Das Sonderdasein, das Fürsichsein, ist deutsche Art. Daher auch jene Ausprägung der Stammesgegensätze, daher die für den Deutschen von jeher verhängnisvolle politische und sonstige Zersplitterung, die tiefe Abneigung gegen ausgleichende Zentralisation, zu der der Romane neigt. Aus der Pflege individuellen Lebens ergibt sich weiter auch leicht Überhebung. Sie zeigt sich früh in jener ausgeprägten Spottlust*), in der Nichtachtung der Eigenart anderer. Es ergibt sich aber weiter daraus ein Ignorieren der realen Verhältnisse und ein ausgeprägter Idealismus, das schönste Kennzeichen des Deutschen,

*) Vgl. S. 67.

Digitized by Google

das man wohl auch schon im germanischen Wesen finden mag. Der leidenschaftliche Drang, der den Germanen erfüllt, wird leicht phantastisch. Der Hang zu abenteuerlichem Leben zeigt sich früh. Man folgt allzugern unbestimmten, nebelhaften Zielen.

In der Tat hat die Ader der Willkür im germanischen Menschen ihre ausgesprochen ideale Seite. Zeigte sie sich indessen schon oben mit entgegengesetzter Haltung, mit der Unterwürfigkeit, leicht verbunden, so darf ihr noch ein weiterer ihr widerstreitender Zug gegenübergestellt werden. Der willkürliche Germane hatte doch wieder einen ausgesprochenen Sinn für Recht und Ordnung. Das Rechtsgefühl hat sich später bei dem Deutschen oft so lebhaft gezeigt, daß man es zuweilen als seinen wichtigsten Charakterzug angesehen hat. Auch bei dem Germanen ist es schon stark erkennbar. Als ein hervorragend rechtliches Volk schildert Tacitus*) ausdrücklich die Chauken: populus inter Germanos nobilissimus, ein Ausdruck, der eine Hochsinnigkeit, eine Anständigkeit der Gesinnung in sich schließt. — —

Die merkwürdigsten Kontraste haben sich uns beim germanischen Menschen ergeben, und man wird nicht sagen können, daß diese Kontraste künstlich konstruiert wurden. Auf ihnen beruht vielmehr bis heute die wesentlichste Eigenart der deutschen Seele. Freilich wurde schon hervorgehoben, daß viele Züge, die erst die Kontrastwirkung hervorbringen, sich aus der niedrigen Kulturstufe, auf der der Germane damals stand, erklären, daß andere aus der Landesnatur heraus entstehen. Ebenso ist aber zu betonen, daß der Zwiespalt natürlich als solcher niemals empfunden wurde, vielmehr alle die erwähnten Eigenschaften unauflöslich miteinander verbunden waren.

*) German. 35.

Digitized by Google

IV. Kapitel.

Religiöses und geistiges Leben.

Das innere Wesen des Germanen, wie es soeben zu begreifen versucht ist, tritt uns nun in vielen Beziehungen höchst anschaulich in seinem religiösen Leben entgegen, das uns auch nur in diesem Betracht hier beschäftigen soll. Auch andere Völker spiegeln sich in ihren Göttern wider. Ein Abriß der deutschen Mythologie*) als solcher hat in diesem Buche keine Stelle. Es ist überdies dieses Gebiet, trotzdem es schon durch Jakob Grimm zu einem ernsten wissenschaftlichen Sondergebiet geworden ist, ein recht unsicheres und immer neuem Wechsel der Anschauungen und Hypothesen ebenso zugänglich, wie dies schon für andere Zweige der Germanenforschung betont wurde. Von Einigkeit ist auch heute bei den Forschern keine Rede, trotzdem man die Quellen kritischer zu benutzen gelernt hat. Die Hauptunsicherheit liegt in der mehr oder minder starken Verwertung der uns schriftlich überlieferten nordischen Mythen, der Eddaelemente. Früher überschätzte man die Möglichkeit solcher Verwertung bedeutend und versetzte unbedenklich alle ganz späten, von südlichen Kultureinflüssen berührten, zum Teil auch schon mit christlichen Elementen durchsetzten oder christlich gefärbten, überhaupt vielfach künstlich gestalteten, rein dichterischen Mythen, insbesondere die späteren Eddalieder und Snorris Dichtung, die isländischen Ursprungs sind, in die germanische Zeit. Dabei wurde noch übersehen, daß selbst das alte in ihnen enthaltene Gut doch wesentlich nur für die Nordgermanen Geltung hat. Nur bei

*) Vgl. im allgemeinen: J. Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Ausg. Berlin 1875—78. — W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig 1895. — E. Mogk, Mythologie (Grundriß der germanischen Philologie III², S. 230 ff.). — E. H. Meyer, Mythologie der Germanen. Straßburg 1903.

Digitized by Google

Übereinstimmung mit südgermanischen Zügen darf man Schlüsse auf die Anschauungen der Urzeit ziehen. Aber auch dasjenige, was sonst ziemlich allgemein als altdeutsche Religion angenommen wird, ist meist viel zu sehr generalisiert — eine gemeinsame germanische Mythologie gibt es trotz Jakob Grimm kaum — und systematisiert worden. Zeitlich wie räumlich müßte man gewiß oft die Dinge differenzieren, aber dazu reicht das Material nicht aus. Stammesleben, Stammessonderung prägen sich eben auch hier aus. Über die Zusammenfassung einzelner Völkerschaften zu Kultgenossenschaften für einzelne Götter, zu sog. Amphiktyonien, geht die Gemeinsamkeit wenigstens des Götterglaubens nicht hinaus, während der Seelen- und Dämonenglaube allerdings viel mehr allgemeiner Volksglaube, gewiß auch der ursprünglichste, gewesen zu sein scheint.

An unmittelbarem quellenmäßigen Material fehlt es übrigens nicht ganz. Weihinschriften römischer Soldaten germanischer Herkunft, Funde wie die größere Nordendorfer Spange, schriftliche Denkmäler wie die Merseburger Zaubersprüche, Orts- und Personennamen, Bezeichnungen der Wochentage geben manchen Anhalt. Dazu kommen aus früher Zeit als mittelbare Quellen die spärlichen, oft natürlich auf Mißverständnissen beruhenden antiken Berichte, später dann die Chronik des Gregor von Tours u. a. Neben den besprochenen nordischen Quellen, den Eddaliedern der Skalden und den zwar erst aus späterer Zeit erhaltenen, aber wertvolleren Sagas, steht als nordische Chronik mit einer Fülle von Material die Dänische Geschichte des Saxo Grammaticus. Ferner geben die christlichen Quellen manchen Aufschluß, die Vitae der Heidenbekehrer, die Bußbücher, der Indiculus superstitionum et paganiarum, die Abschwörungsformeln usw. Aber sehr weit kommt man mit alledem doch nicht. Die vergleichende Mythologie hilft auch nicht viel und wird überhaupt, wie schon oben hervorgehoben, mit, neuerdings fast zu großem, Mißtrauen betrachtet. Bessere Resultate mag die Verwertung des späteren, literarisch überlieferten oder noch bis heute lebendigen Volksglaubens ergeben: aber allzuoft fehlt hier jedes Kriterium des Alters sowie des wirklich Deutschen und Nichtfremden. Auch betont man die Überlieferung der Gegenwart allzusehr gegenüber den älteren Fundgruben, wie sie Cäsarius von Heisterbach, die Zimmersche Chronik u. a. darstellen. Indessen — wir sehen hier von einer systematischen Darlegung überhaupt ab

Digitized by Google

und können dies um so ruhiger, als es ein wirkliches Religionssystem bei den Germanen überhaupt nicht gegeben hat.

Wie bei den meisten Völkern wirkt zunächst das Geheimnis des Todes als Anstoß zu „mystischem" Denken. Die Seelen der Toten leben fort, daher der Ahnenkult, von dem vielleicht aller Kult ausgeht, daher die uralten mannigfachen Beigaben in den Gräbern, die in Gebrauchs- und Schmuckgegenständen der Toten bestehen, daher die Darbietung von Speise und Trank, die Totenopfer und die Totenschmäuse, an denen der Tote, wie man glaubte, teilnahm. Aber dieser noch zu besprechende Seelenglaube verbindet sich mit jenem tiefen Naturgefühl der Germanen. Die Natur erweckte schon an sich im Gemüt den Glauben an göttliche Gewalten. Diese personifizierten Naturgewalten sind zunächst die Dämonen, die zum Teil sich auch lokal zu Göttern entwickelt haben mögen: insbesondere sind die namentlich im Norden vorkommenden Riesen Repräsentanten großer Naturgewalten, alle mit übernatürlichen Kräften begabt und den Göttern verwandt. Solcher Glaube bildete die Vorstufe zu einem höheren, dem Götterglauben. Gewisse große Naturerscheinungen wie die Sonne, der Mond und die Gestirne haben naturgemäß auch bei den Germanen eine Grundlage religiöser Anschauungen gebildet, wie schon Cäsar als die drei von den Germanen verehrten Gottheiten Sonne, Vulkan und Mond hinstellte und wie auch später eine Verehrung der Gestirne vereinzelt erwähnt wird. Indessen ist dieser Dienst nie zum Kult persönlicher Gottheiten ausgewachsen. Immerhin ist ein mächtiger Himmels- und Lichtgott, den alle Indogermanen kennen, auch von den Germanen verehrt worden, der Ziu. Der Wechsel der Jahreszeiten ferner, die Verjüngung und Befruchtung der Erde rief einen nach Stammesgruppen verschiedenen Kult einer weiblichen Gottheit, die Tacitus als Mutter Erde deutet, der Nerthus, der Tanfana usw. hervor. Eine Erdgöttin wird auch die Frija darstellen. Weiter aber ist es das Waldleben, dessen Einfluß schon nachdrücklich hervorgehoben wurde, das sich auch in der Religion des Germanen widerspiegelt: dessen Eindrücke, die großen wie die kleinen, nimmt sein Naturſinn lebhaft auf, und seine Gemütstiefe, aber auch jener mystische Sinn schafft aus ihnen mehr oder minder mächtige und gewaltige oder winzig-neckische Wesen, die aber niemals scharf gestaltet werden, sondern immer nebelhaft-unklaren

Digitized by Google

Charakter tragen wie die Wasserdünste, die aus den Sümpfen steigen. Auch jene großen Naturgewalten, die der Germane als göttliche Wesen sich dachte, wurden nur unbestimmt ahnungsvoll als solche empfunden; man fühlte nur ihr Walten und ihre Hoheit, bald durch stillen Eindruck wie etwa den Mittagszauber des Waldes, bald in starrem Schreck und Schauder wie das Waldgewitter. Aber im Lande der Winde war der Haupteindruck der des Sturmes. Brausend und knatternd, namentlich zur Nachtzeit furchtbar, fuhr der Wind durch die Bäume, daß es ächzte, krachte und splitterte, am häufigsten und eindrucksvollsten von der See her durch die Ebene. Hier, in Niederdeutschland, mochte zuerst der Glaube an ein göttliches Windwesen, an den Wodan, entstanden sein, den dann eine spätere Entwicklung mannigfach ausgestaltet hat. Wodan, ursprünglich also ein lokaler Gott, mag auch, wie die allgemeine Annahme ist, den älteren Hauptgott Ziu zurückgedrängt haben. Dieser wurde allerdings bei allen Stämmen verehrt, ist uns aber in seiner überragenden Rolle nicht mehr bekannt, vielmehr, wie wir sehen werden, wesentlich Kriegsgott geworden. Wodan scheint aber bei den oberländischen Germanen sehr schwer eingedrungen zu sein. Die Träger seines Kultes waren namentlich die Franken. Er wurde nunmehr, vielleicht schon unter römischem Einflusse, zum Himmels- und Sonnengott, zum allweisen Vater der Welt. Ursprünglich ist er aber, wie gesagt, der Windgott, und zu solchem Gott dachte man sich wohl auch eine weibliche Gottheit, die in der Windsbraut der Sage, der gejagten Wolke, vielleicht zu erkennen ist. Indessen scheint auch in der eben als Erdgöttin erwähnten Frija, der Gemahlin Wodans (die vielleicht ursprünglich die Gemahlin des Ziu war), der deutschen Hauptgöttin, ein solcher Zug zu stecken. Darf man die späteren Überlieferungen der Sage von der geisterhaften Frau Holle und Frau Berchte auf sie zurückführen, so war sie die Herrin der Wolken und sandte Schnee und Regen auf die Erde. Aber sie jagte auch geisterhaft durch die Lüfte, namentlich in den zwölf Nächten, und führte den Zug der Seelen. Der Macht des Sturmes vergleichbar war die des Gewitters, dessen Donner namentlich im Waldgebirge furchtbar widerhallte. Der Donar ist aus diesem Eindruck erwachsen. Er (Thunar) ist freilich der eigentliche Gott der Nordgermanen, er führt den nordischen Hammer und bewahrte auch seinen Kult nach dem Eindringen des Wodankultes in Skandinavien.

Digitized by Google

Der Wald ist nun weiter die Hauptheimat der elfischen Geister, der Zwerge, der Nixen usw. Wer den Nebel im Walde leise steigen und vom Wind bewegt sah, der sah auch duftige Gestalten umherschweben, zwischen den Bäumen, in den Sträuchern; wer scheu in tiefe Höhlen durch schmalen Eingang blickte, glaubte wohl huschende, kleine Wesen zu schauen, die ihm auch sonst über den Weg liefen und allerlei Schabernack spielten; aus dem Schilf der dunklen Waldgewässer hörte er Laute, und seine Phantasie schuf sie um zu lockenden Wesen. Aber die eigentliche Grundlage dieser Geister waren nun doch nicht die durch das Leben und Weben der Natur erweckten Vorstellungen. In solchen geheimnisvollen Wesen sah man eben jene Seelen Verstorbener. Man versetzte sie vor allem in die Luft, ließ sie im Wehen des Windes umherziehen — Wind und Seele kommen früh zusammen, der Wind ist ein Seelenheer — und im Sturme mit dem Sturmgott durch die Lüfte fahren.

Jener Glaube an das Fortleben der Seele muß im germanischen Gemüt eine tiefe Wurzel haben. Er förderte wieder seinerseits die Beseelung der Natur. Seelen lebten in den Tieren (Kröte, Spinne, Schlange, Schwan, Elster, Hase, Fuchs, Katze, Hund, Stier, Pferd u. a.), woraus sich auch die späteren Tierprozesse erklären. Auch den Bäumen seiner Wälder gab der Germane eine Seele: aus diesen Baumbeseelungen entstanden zum Teil die Waldgeister, die Holzmännchen, Waldfräulein u. a. Und wenn wohl noch in der Gegenwart ein oberpfälzischer Holzhauer einen Baum vor dem Fällen um Verzeihung bittet, wenn die alten Volksrechte harte Strafen auf den Baumfrevel setzen, so sind das Spuren der einstigen Baumbeseelung. Auch schützende Geister, selbst göttliche Wesen mochten einen gewaltigen Baum zum Sitze küren und vermehrten so jene lange nachwirkende Heiligkeit der Bäume. Noch in späterer Zeit werden uns einzelne besonders verehrte Bäume, Eichen oder Linden, genannt; unter einzelnen ragenden Bäumen war auch meist die Gerichtsstätte.

Wie charakteristisch aber überhaupt die Heiligkeit der Bäume, die wir ebenso bei Slawen und Litauern, freilich auch schon bei Griechen und Römern finden, und weiter die Heiligkeit des Waldes überhaupt für den germanischen Waldbewohner ist, sahen wir schon.*)

*) Vgl. S. 17.

Digitized by Google

Der Wald war der Wohnsitz seiner Götter, er wurde auch die Stätte der Kulthandlungen. Bestimmte Wälder wurden zu besonderen Stätten der Götterverehrung und damit auch des göttlichen Friedens. Heilige Haine anstatt der Tempel stellt Tacitus ausdrücklich als bezeichnend für die Germanen hin. Namentlich dem Wodan waren solche geweiht. Den Waldkult der Semnonen, des religiös führenden Stammes der Sueven, hat derselbe Tacitus geschildert und eigenartige Züge von der Scheu vor dem Walde, wie das Binden des Eintretenden, das Nichtaufstehendürfen des einmal Gefallenen, erzählt. Ebenso berichtet er von dem heiligen Haine der Mutter Erde auf einer Insel der See, in den „Annalen" von einem heiligen Walde des „Herkules". Wenn später gerade in germanischen Landen sich hochragende Kirchenbauten erhoben, mag der hochragende Wald darauf nicht ohne einen gewissen, freilich nicht gefühlten Einfluß gewesen sein. Zur Belebung einzelner Bäume mit Seelen aber, mit der die Heiligkeit des Waldes zusammenhängt, wird der Wind, der die Blätter bewegt, geführt haben. Der Wind ist, wie eben erwähnt, das eigentliche Lebenszeichen der Seelen. Aus demselben Grunde wird das Wasser, die Quelle, der Fluß, zum Aufenthalt der Seelen und ebenso die Berge, aus denen man den Wind kommen und wohin man ihn zurückkehren läßt. Die Berge sind die Ruhestätten der Seelen bei Windstille. Anwohner der See wählten für ihre Opferplätze Anhöhen, die weit in die See hinausschauen ließen, wie die Bewohner der Gebirge früh in den höchsten Höhen weihevolle Stätten sahen, auf ihren Gipfeln die Gottheit verehrten und ihr Opfer brachten, wogegen noch in christlicher Zeit so viel geeifert wurde. In das Innere der Berge aber werden die Zwerge versetzt, die Kobolde und Wichtelmännchen. Die späteren kirchlichen Quellen, die Konzilienbeschlüsse, die die heidnischen Bräuche bekämpfen, heben dann auch als Stätten der Verehrung immer Bäume, Quellen und Felsen hervor.

In diesem Seelenglauben wurzeln also, wie gesagt, jene elfischen Geister, die auch bei anderen Indogermanen sehr verbreiteten Zwerge, die Nixen, überhaupt die Wassergeister, die Elfen, die Haus-, Wald- und Feldgeister. Greifen sie nur selten, oft wohltuend, als leise schaffende Naturkräfte in das Leben der Menschen ein, so gibt es andererseits seelische Wesen, die der Mensch fürchtet, Seelen von Verstorbenen, die ein unruhiges Leben geführt haben und in ihrer alten Gestalt wiedererscheinen

Digitized by Google

(Gespenster). Der Werwolf wie die späteren Hexen, deren Entwicklung allerdings recht unsicher ist, sind auch solche Wesen.

Jene **großen Gottheiten** nun haben im Laufe der Zeit ihren ursprünglichen Charakter als Naturmächte doch schon in etwas abgestreift, haben aber lange festerer Gestaltung und Sonderung durchaus entbehrt und vielleicht erst in geschichtlicher Zeit persönlichere Formen, zum Teil unter fremdem Einfluß, gewonnen. In diese Periode, in der man den Göttern persönliches Leben gab, es aber ganz nach dem eigenen gestaltete, in eine Periode, die von innerem Vorwärtsschreiten der Germanen Zeugnis ablegt, mag jene vollendete Ausbildung des kriegerischen Lebensideals der Germanen gefallen sein. Und so spiegelt sich der germanische Mensch alsbald in der ausgesprochen kriegerischen Färbung seiner Götter wider. Nicht um die Liebe, wie das Leben der griechischen Götter, sondern um **Kampf** dreht sich das der germanischen. Gerade in der späteren Ausbildung des Götterglaubens, in dem nun auch Anschauungen wie die von der Walhalla bei den Nordgermanen auftreten, zeigt sich das augenfällig. Wodan wird jetzt der Schlachten- und Kriegsgott, aber schon Ziu war ein solcher, sogar der eigentliche Kriegsgott geworden und nicht minder Donar, dessen Stimme man im Schlachtengesang nachahmte. Wie die Götter läßt man nun auch weibliche Gottheiten am Kampfesleben teilnehmen. Freilich tritt das nur in der nordischen Mythologie hervor: die Walküren, denen übrigens die deutschen „Idisi" entsprechen sollen, geleiten die gefallenen Krieger zu ihrem Paradiese, der Walhalla, wo sie Frija, Wodans Gemahlin, nun Kriegsgöttin geworden, empfängt. Aber die das Götterleben gestaltende menschliche Phantasie gibt demselben auch sonst ganz germanische Färbung. Es mag in solcher Zeit der Germane in seinem Familiensinn die göttliche Gattin des Wodan als Muster der germanischen Hausfrau, an klugem Sinn den Gatten übertreffend, sich gedacht haben. Die männlichen Gottheiten aber dachte er sich so rauh und wild, wie er selbst war. Auch für sie sollte das Trinkgelage die rechte Lust bedeuten, auch ihnen helle Freude am Waffenspiel eigen sein. Was nun aber weiter sich den Göttern anheftet, ihr Beruf als Hüter menschlicher Einrichtungen, als Schützer von Recht und Ordnung, das weist schon auf die Zeit neuer Kulturerrungenschaften, die das Bedürfnis göttlichen Schutzes höher entwickelten. Zweifellos spielen hier römische

Digitized by Google

Einflüsse auch eine Rolle. Auffassungen wie die Wodans als Gottes der Dicht- und Heilkunst, der auch das Geheimnis der Runen kennt — gerade seine Verehrung bei den höher kultivierten rheinischen Stämmen mag solche Gottheit der Kultur erklären —, der Frija als Göttin der Ehe, des Donar als Gott des Ackerbaus können sich so früher oder später eingestellt haben. Dann aber der weitere Schritt zu der Auffassung der Götter als Träger sittlicher Gewalten, als Belohner oder Verfolger von gut und böse, überhaupt zu einer moralischen Durchdringung des Glaubens, er ist von den heidnischen Südgermanen nicht mehr getan worden. Ihn tat das skandinavische Heidentum, das sich weit länger erhielt, sich entwickeln und ausleben konnte, freilich auch den völligen Verfall des alten Glaubens und das innere Drängen zu einem neuen, höheren zeigt.

Mit fortschreitender Kultur mögen auch Tempel — Tacitus kennt schon einen Tempel der Tanfana — und Götterbilder lokal eingeführt und bald häufig gewesen sein. Ebenso hat sich vielleicht eine Art Priesterstand*), den Cäsar noch den Germanen abspricht und den auch noch später die heidnischen Sachsen nicht kennen, wohl unter fremdem Einfluß ausgebildet. Daß dieser aber nicht zu einer nachhaltigen Bedeutung gelangt sein kann, zeigt der führerlose und darum geringe äußere Widerstand gegen das Christentum, dem man doch im Herzen noch lange abhold blieb. Das Heidentum wurde äußerlich rasch besiegt, weil es keine Hierarchie, weil es überhaupt keine wirkliche Religionsverfassung gab. Ein technisch-sakrales Personal wird aber z. B. für die Opfer, für das Befragen des Loses vorhanden gewesen sein, und jedenfalls bestand eine alte, oft wohl schulmäßig überlieferte Tradition in diesen Dingen, z. B. auch in der Kunst, die feierlich-poetische Form bei Auslegung des Götterwillens zu handhaben. Doch kann sich diese Tradition auch ohne eine besondere Priesterklasse erhalten haben, wie denn kleine Opferhandlungen wohl vom Hausvater, solche für die Sippe vom Ältesten, für die größeren Gemeinschaften von einzelnen Führern (principes) vorgenommen werden mochten. Wenn ein solcher Führer priesterliche Geschäfte für die Gesamtheit dauernd in Händen hatte, konnte er als

*) Über Priestertum bei den Germanen vgl. Seeck a. a. O. S. 472, auch Schultheiß a. a. O. S. 62 und Weinhold a. a. O. I³, S. 50 ff.

Digitized by Google

eine Art Priester wohl angesehen werden. Bei königslosen Stämmen war für dieses Amt vielleicht zuerst ein Bedürfnis vorhanden, während es sonst der König in Händen hatte. Die Wahrung des Friedens in der Volksversammlung und, was ursprünglich dasselbe ist, im Heer — die Verletzung des Friedens wurde als Frevel gegen die Gottheit empfunden —, die daraus sich ergebende Strafgewalt, die Leitung der großen Opfer und die Aufbewahrung von Götterbildern und heiligen Zeichen an geweihter Stätte waren die Hauptaufgaben dieses priesterlichen Amtes. Denn Götterbilder roher Natur oder Symbole, wie etwa ein Schiff, hat es wohl gegeben. Sie wurden in feierlichen Umzügen umhergeführt, z. B. auf einem verhüllten Wagen, und dann wohl in einem Holzbau im Walde, der auch die Opfergeräte, die Kriegszeichen (Tierbilder, Tierköpfe) und Fahnen (vgl. S. 134) beherbergte, aufbewahrt. Im übrigen muß man aber auch beim Kult immer die Naturgrundlage des germanischen religiösen Lebens im Auge behalten. Die Opfer wie die Umzüge waren wohl meist mit großen Naturfesten verbunden, die sich das Jahr hindurch an dessen Hauptwechsel knüpften. Die Feste waren immer von Chorgesängen und feierlichen Massentänzen begleitet; auch der Schwertertanz nackter Jünglinge ist ein religiöser Akt. Die Opfer endeten natürlich mit Gelagen. Eine große Rolle spielte das Feuer. Feuer loderten auf Bergen oder in der Ebene auf Anhöhen zur Frühlingszeit und zur Sommersonnenwende (die späteren Oster- und Johannisfeuer). Auch die Lätare-Fastnachtsfeuer gehen auf ein Frühjahrsfest im März zurück. Man warf brennende Holzscheiben empor (Scheibenschlagen), und wenn zur Frühjahrszeit ein Aufwärtswerfen, zu Johanni ein Abwärtsrollen hie und da noch Sitte ist, so mag man in dem Feuerrad so etwas wie ein Sonnensymbol wohl sehen können. Gegen die „Lichterspiele" bei den heidnischen Feiern eiferten übrigens später auch die Bekehrer und die Konzilienbeschlüsse. Ein Wintersonnenwendfest hat es in germanischer Zeit wohl kaum gegeben, und auch die Annahme jenes Sommersonnenwendfestes für die älteste Zeit wird heute bestritten, da die Germanen nur zwei Jahresteile (Sommer und Winter) wie die Kelten kannten, nicht die babylonisch-griechisch-römischen vier Jahreszeiten.*)

*) Vgl. Schrader a. a. O. S. 392f., 395, 978f. sowie Bilfinger, Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen. II. Das germanische Julfest. Stuttgart 1901.

Digitized by Google

Von jeher scheinen nun weiter an den wichtigsten religiösen Handlungen, nämlich den Weissagungen, Frauen teilgenommen zu haben, nicht als Priesterinnen, wohl aber als hervorragende Trägerinnen jener den weiblichen Wesen zugeschriebenen geistigen Überlegenheit und geheimnisvollen Ahnungsgabe. Ähnliche Anschauungen haben bekanntlich die Griechen gehabt. Diese „weisen Frauen" begegnen früh, schon bei den Kimbern — Strabo schildert deren grauhaarige Weissagerinnen — und bei Ariovist. Manche gewannen außerordentliches Ansehen, wie die Veleda aus dem Stamme der Brukterer, deren Spruch wie der einer Gottheit befolgt wurde, und die auch bei anderen Stämmen, selbst bei den Römern großen Respekt genoß, wie ferner die von Tacitus erwähnte Albruna oder die Ganna bei den Semnonen. Meist war der Gegenstand ihrer Weissagung der Krieg und, was mit ihm zusammenhing, Ratsamkeit des Beginns, Zeitpunkt eines Treffens, Gewinn eines Sieges.

Diese Weissagungen führen uns nun aber zu einem noch besonders zu betonenden Zuge des religiösen Lebens, der ganz dem innerlichen, grüblerischen Wesen der Germanen entspricht. Sie waren von einem tiefwurzelnden Schicksalsglauben beherrscht. Ausgebildet tritt dieser Zug freilich wieder erst in der nordischen Mythologie hervor, die auch die Götterwelt dem allgewaltigen Schicksal unterworfen sein läßt. Doch scheinen den drei nordischen Schicksalsschwestern, den Nornen, auch südgermanische Gestalten zu entsprechen, für die wir aber erst ein Zeugnis des 15. Jahrhunderts in den „gâchschepfen" des Volksglaubens haben *) Freilich haben wir dafür ja auch griechische und römische Parallelen. Daß überhaupt das Wesentliche des Kults in der Herbeiführung einer Beeinflussung des menschlichen Geschicks durch die göttliche Gewalt liegt, zeigen ebenfalls andere Völker genügend. Die Opfer waren das beste Mittel, der Götter Gunst zu gewinnen oder sie zu versöhnen. Daß neben Tieropfern und dem Darbringen von Früchten auch Menschenopfer — als öffentliche Opfer für den Wodan — vorkamen, wurde schon (S. 64) erwähnt. Aber auch die Sitte, das Geschick zu erforschen, teilten die Germanen mit andern Völkern. Aus dem Vogelflug, aus dem Blut und den Eingeweiden der Opfer wurde auch bei ihnen geweissagt und weiter aus dem Wiehern der

*) Weinhold a. a. O. I³, S. 39.

Digitized by Google

Rosse, aus dem Wasser. Auch der Zweikampf konnte, ohne Gottesurteil zu sein (vgl. S. 102), als Vorbedeutung dienen.

An das Loswerfen der Germanen, das schon Cäsar nennt und das nach Tacitus durchaus einfach war, haben sich mannigfache und weitgehende Kombinationen geknüpft. Man hat in den Zeichen (notae) die Runen gesehen, aus denen der Kundige poetische, d. h. mit den ausgewählten Runen alliterierende Formeln (carmina) bildete. Indessen werden diejenigen recht haben,*) die jene Zeichen, die auf Stäbchen geschnitten waren, für nicht weiter deutbar und jedenfalls mit den Runen nicht für identisch halten. Die Stäbchen wurden auf ein weißes Tuch geschüttet, aus ihnen feierlich drei nacheinander herausgenommen, und darnach wurde die Opportunität des Vorgenommenen beurteilt. Wie die „Priester" dies in öffentlichen Dingen taten, tat es der einzelne für sich in seinen Angelegenheiten. Es war also in der Tat eine einfache Aktion.

Aber daß schon die Germanen damit wirklich Fragen an das Schicksal taten, nicht an diesen oder jenen Gott, möchte man doch eben nach der späteren Entwicklung im Norden annehmen. Der Schicksalsglaube engte den unbedingten Glauben an die Allmacht der Götter entschieden ein. Es entspricht das einerseits dem hochfahrenden Sinn des Germanen, der auch die Götter nicht als allgewaltig gelten läßt, wie er sie auch in seiner gemütlichen Art oft sehr menschlich und sogar humorvoll auffaßt, andererseits seiner grüblerischen Neigung, die zu Zweifeln führt. Das große Weltende der nordischen Mythologie, der Weltenbrand, bei dem durch das allgemeine Verderben auch die Götterwelt untergeht, wird in seiner tiefsinnigen Form nicht in den Glauben der germanischen Vorzeit zurückzuversetzen sein, aber eine gewisse Analogie zu dieser Anschauung muß vorhanden gewesen sein, wie sich aus dem altheidnischen Titel des späteren Gedichts „Muspilli" herausdeuten läßt.

Mit der Weissagung hängt die Zauberei eng zusammen. Denn der erste Zweck der Zauberei ist Erforschung des Willens des Schicksals. Sie knüpft aber wieder an den Seelenglauben an. Durch Zauberlieder oder zauberische Manipulationen beschwor

*) Vgl. E. Mogk, Über Los, Zauber und Weissagung bei den Germanen (Eine Bemerkung zum 10. Kap. der Germania des Tacitus) (In: Kleinere Beiträge zur Geschichte, von Dozenten der Leipziger Hochschule, Leipzig 1894) S. 89 f.

Digitized by Google

man die Seelen der Toten, um sie über die Zukunft zu befragen. Dies Befragen der Seelen entspricht dem Weissagen der Frauen aus dem Murmeln des Wassers oder dem Rauschen der Bäume; denn hier hausten, wie wir sahen, die Seelen. Daß sich an den Weissagungszauber nun früh weiterer Zauber geknüpft haben mag, aus der Herrschaft über die Seele heraus, z. B. mittels des Segensprechens, und daß man bei der erwähnten Anschauung von der geistigen Disposition der Frauen gerade sie mit der Zauberei vermengte, ist erklärlich. Unter den im Seelenglauben wurzelnden elfischen Geistern gab es, wie erwähnt, auch übelwirkende, unheilvolle. Wirkten sie ursprünglich unvermittelt dem Menschen zum Schaden, so konnten bald die Zauberkundigen die Vermittler der Schädigung werden. Namentlich plötzlich auftretende Übel schrieb man leicht solchem Einflusse zu, und früh mochte eine volkstümliche Opposition gegen derartiges Zauberwesen sich verbreiten. Von entsprechenden Vorstellungen ist, wie immer auf niedriger Kulturstufe, die Auffassung der Krankheiten und ihrer Heilung beherrscht. Das Segensprechen war das beste Heilmittel. Den Charakter dieser Segen mag noch der aus späterer Zeit erhaltene Merseburger Zauberspruch gegen den verrenkten Fuß eines Pferdes wiedergeben: bên zi bêna, bluot zi bluoda, lid zi geliden, sôse gelîmida sîn, ein Spruch, dem übrigens ein ziemlich ähnlicher im indischen Atharvaweda entspricht. Auch gewissen Steinen, z. B. Donnerkeilen, wurden zauberische Kräfte zugeschrieben, die die Schädigung durch die bösen Geister — namentlich plötzliche Lähmungen wurden den elfischen Geistern zugeschrieben — bannten. Wieder spielten hier übrigens die weisen Frauen eine besondere Rolle; noch später begegnen die „wilden wîp" als Heilkünstlerinnen. Eine sicher vorhandene Art empirischer Volksmedizin, auf der Heilkraft bestimmter Kräuter beruhend, war doch ebenfalls mit abergläubischen Zügen (Pflücken zu bestimmten Zeiten, Art des Genusses) verquickt.

Ist das religiöse Leben des deutschen Menschen, unmittelbar aus seiner Umgebung und seinem Wesen erwachsen, durchaus einfacher Natur, so wird man noch weniger ein entwickelteres geistiges Leben erwarten dürfen. Auch hier hat die Durcheinandermengung der vorgeschritteneren Verhältnisse, wie sie die nordischen Dichtungen schildern, und der germanischen Zustände viel Verwirrung gestiftet. Gerade jene Runen z. B. haben zur Annahme einer Art Schrifttum und anderer Erscheinungen

Digitized by Google

geführt. Wahrscheinlich sind diese Runen, über deren Ursprung und Bedeutung viel gestritten ist, als Schriftzeichen, die der jüngeren Form des lateinischen Alphabets entsprechen, aber durch das Einschneiden in Holz zu eckigeren Formen umgestaltet wurden, „erst in historischer Zeit, vielleicht durch Vermittlung der Kelten, von den Römern zu den Germanen gekommen und hier von Stamm zu Stamm gewandert".*) Es wird indessen auch eine frühere Übernahme des griechischen Alphabets von Osten her für möglich gehalten. Die neueste Ansicht**), es liege eine bewußte Übertragung des lateinischen Alphabets durch einen einzelnen genialen Südgermanen vor, der es dann für seine Volksgenossen adaptierte,

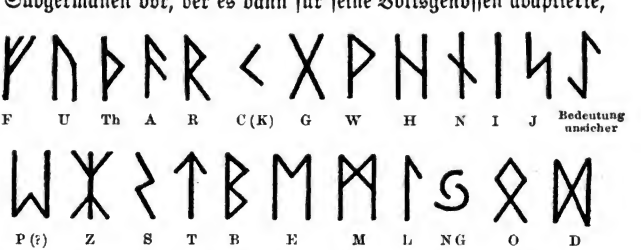


Abb. 4. Runenalphabet. (Nach Vogt u. Koch, Gesch. d. d. Literatur. 2. Aufl. I, S. 7.)

ist ganz ungeschichtlich gedacht. Nach Mogk hat Rune die ursprüngliche Bedeutung Zauberlied. Als man dann die römischen Schriftzeichen „als magische Zeichen beim Zauber mit verwandte, ging das Wort ‚Rune' vom Zauberliede auch auf das Zeichen über und hat dann von hier aus besonders in der nordischen Dichtung der Wikingerzeit sich inhaltlich erweitert". Jedenfalls hat man jene Schriftzeichen (Abb. 4) unverstanden zu Zauber und

*) Mogk a. a. O. S. 83.

**) Vgl. E. Sievers, Runen und Runeninschriften im Grundriß d. german. Philol. I², S. 248 ff., 258. Er fügt dort der Ansicht Wimmers von der Einführung d. latein. Alphabets bei einem südlichen germanischen Stamm hinzu: „natürlich an einer einzigen Stelle und — können wir wohl getrost hinzufügen — von einem einzigen Manne". — Über Runen vgl. überhaupt: R. v. Liliencron und K. Müllenhoff, Zur Runenlehre. Aus der allgemeinen Monatsschr. f. Wissensch. u. Lit. Halle 1852. — Ad. Kirchhoff, Das gotische Runenalphabet. 2. Aufl. Berlin 1854. — L. Wimmer, Die Runenschrift, übers. v. Holthausen. Berlin 1887. — Vgl. auch noch Seeck a. a. O. S. 471 f. und Schrader a. a. O. S. 735 ff.

Digitized by Google

Weissagung verwandt. Überhaupt mögen die Runen als bloße Zeichen, zumal sie ursprünglich als zauberkräftig galten, noch später gedient haben, beispielsweise zur Hausmarke geworden sein und würden so schließlich in den Handelsmarken des Mittelalters ausmünden. Zu Schriftzwecken, zunächst zu Inschriften auf Steinen (im Norden), Geräten, Waffen sind sie erst verwandt, nachdem man überhaupt die Kenntnis der Schrift von den Römern überkommen hatte. Die ältesten erhaltenen Denkmäler (im Osten) stammen wohl erst aus dem dritten oder vierten Jahrhundert n. Chr. Die Verwendung zu Zauber- und Segenssprüchen führte dann zur Bekämpfung der Runen durch die Kirche. Diese wirkliche Runenschrift hat sich aber vor dem eigentlichen lateinischen Alphabet nicht halten können.

Die erwähnten Zauberlieder deuten auf einen gewissen Vorrat *poetischen Gutes* bei den Germanen: wir haben dafür — und sein Vorhandensein ist von vornherein selbstverständlich — aber auch sonst Bestätigung. Tacitus spricht von den Schlachtgesängen, mit denen die Heruler in den Kampf zogen. Er bekundet ferner das Vorhandensein epischer, wohl balladenmäßiger Gesänge. Des Volkes Vergangenheit, z. B. seine Abstammungssage, ward in ihnen besungen — „ihre einzige Art geschichtlicher Überlieferung," meint Tacitus —, und von Arminius' Taten sang man noch lange nach seinem Tode. Ähnlich wurden epische Totenklagen auch sonst um Verstorbene gesungen. Den Sänger, der beim Mahle die Alten und Jungen nach angelsächsischen und nordischen Quellen erfreute, ihren Tatensinn stärkte, ihr Gemüt bewegte, ihn können wir also sehr wohl in altgermanische Zeiten zurückversetzen. Daß, wie nachmals im Norden, schon damals der Sänger seinen gesangsmäßigen Vortrag mit der Harfe, einem alten Instrument, begleitete, könnte man nach späteren Nachrichten antiker Schriftsteller wohl annehmen. Die Hauptmasse der Lieder bildeten aber hymnische Chorlieder, mit feierlichem Einherziehen oder Tanz verbunden, die bei sakralen Akten, wie den Opfern, bei den Festen und festlichen Feuern, bei der Heimführung eines Mädchens, bei der Bestattung gesungen wurden, zuweilen dramatisch belebt. Auch jenem Kampfleich haftete schließlich etwas Sakrales an. Aber wir dürfen annehmen, daß Chorgesang ebenso bei den Gelagen erscholl, daneben Wettgesang oder das Spottlied eines einzelnen, wie sie gelegentlich auch sonst gesungen wurden. Daß die Römer so rauhen Gesang

Digitized by Google

nicht schätzten, ihn später gelegentlich dem Krächzen wilder Vögel verglichen, ist nicht wunderbar. Auch was wir Musik nennen, hat mit jenen eigenartigen Stimmodulationen, die wir vielleicht noch heute bei halbkultivierten Stämmen ähnlich finden können, nichts zu tun.

Von hohem Alter ist bei den Germanen eine andere Unterhaltung, die den Verstand zu üben verstattete und auch ihrem grüblerischen Sinn entsprach, das Rätselspiel, übrigens auch bei anderen Völkern als frühe geistige Gymnastik beliebt und gepflegt. Manche Rätselfragen, die später und heute noch im Volke umlaufen, mögen uralt sein. Das Fragen und Raten hat sich oft in Kampfform abgespielt, ähnlich der Art der Wettgesänge. Es waren Rätsellieder, die zum Teil an die sagenhafte Vergangenheit des Volkes anknüpften oder auf jener liebevollen Naturbeobachtung beruhten. In der nordischen Poesie spielt diese Neigung zu Rätseln eine bedeutende Rolle.

Die Form der germanischen Poesie können wir, trotzdem wir keinerlei Denkmäler derselben besitzen, ziemlich sicher aus den literarischen Erzeugnissen der späteren Zeit wie aus rechtlichem und sonstigem Formelgut erschließen. Es ist die sogenannte Alliteration, die Übereinstimmung des Anlauts der betonten Worte in der poetischen Zeile, Stabreim (Buchstabenreim) genannt. Man brachte früher die Wahl des Anlauts mit den aufgehobenen angeblichen Runenstäbchen zunächst in der sakralen Poesie zusammen.*) Noch heute hat unsere Sprache solche alliterierenden Formeln bewahrt (Feuer und Flamme, Haus und Hof, Leib und Leben, Lust und Liebe, Nacht und Nebel, Stock und Stein, Wunsch und Wille). Durch diese Form, die man leicht überall anwandte, erhielt eben auch die germanische Rechtssprache einen poetischen Charakter, der sich aber überhaupt in der Redeweise des Germanen gezeigt haben mag.

Das Feierliche der Sprache wird durch ihre damals noch vorhandene Formenfülle wesentlich gefördert sein, ebenso durch das einfache Aneinanderreihen der Sätze. Die Sprache trug noch durchaus ursprünglichen Charakter, klang übrigens, da die erste Lautverschiebung durchgeführt war, den Römern (Pomponius Mela) hart und unangenehm. Aber es war doch ihre kräftige Entwicklung, ihr reiches, inneres Leben

*) Vgl. dagegen S. 86.

Digitized by Google

ein Zeugnis für die geistige Kraft der sie handhabenden Menschen. Auf die sprachlichen Erscheinungen, die das beweisen, wie jene (erste) Lautverschiebung und den Ablaut, gehen wir hier nicht ein. Allerdings zeigt sich diese reiche Entwicklungsfähigkeit am stärksten erst später, als sich, ähnlich wie in der lateinischen Sprache, zahlreiche Dialekte ausbildeten. Auch das Herausarbeiten des Wesentlichen, des Sinnes, wie es sich in der Betonung der Wurzel zeigt, darf als charakteristisch gelten.

Es ist naturgemäß wenig, was sich so über das geistige Leben der Germanen sagen läßt. Wirkliche Denkarbeit liegt solchen Stufen fern: der Geist bewegt sich zunächst im leichten Flug der Phantasie, daher denn auch das religiöse Leben weit reger gepflegt wird. Man könnte noch einige eigenartige Züge anführen, wie den, daß die Germanen die Zeit nach Nächten rechneten, was Dahn mit der Wichtigkeit der Mondphasen als periodisches Zeitmaß, etwa für die Volksversammlungen, zusammenbringt, eine Erscheinung, deren Nachwirkung sich z. B. in dem Wunsch am Schlusse mittelalterlicher Briefe: „Hiemit viel guter Nächt" zeigt. Wichtiger ist indes die Frage, ob es nicht gelingen möchte, die gesamte geistige Haltung des germanischen Menschen auf einen bestimmten Begriff zu bringen. Lamprecht*) hat das, konstruktiv wie immer, versucht und ein symbolisches Zeitalter angenommen, das der „natürlichen, wirtschaftlichen, politischen, sozialen Gebundenheit der Einzelpersonen" entspreche. Indessen wird man die eigentlichen Belege für diese Neigung zum Symbolischen erst viel später, bei dem Deutschen des Mittelalters, finden: „symbolisch waren seine Feste und sein Kultus, symbolisch seine Rechtsübung und sein Zeremoniell, symbolisch sein Alltagsleben und seine Narrheit, und symbolisch deren Satire." Lamprecht sieht darin nur Reste jenes „symbolischen Zeitalters" der Frühzeit. Man kann aber mit entschieden besserem Recht sagen, daß ursprünglich gar nicht sinnbildlich aufgefaßte Handlungen und Formen erst dadurch, daß die spätere Zeit ihre eigentliche, unmittelbare Bedeutung nicht mehr verstand, symbolischen Charakter erhielten. Dieser Charakter könnte trotzdem einer ursprünglichen Periode bis zu einem gewissen Grade zugeschrieben werden, aber Beweise dafür,

*) a. a. O. Bd. I (1. Aufl.), S. 170 ff.

Digitized by Google

wie weit er das Leben, Denken und Tun damals durchdrungen habe, sind kaum beizubringen. Am stärksten zeigt sich ein solcher Charakter im Rechtsleben, bei dem man in naiver Form, anknüpfend an alltägliche Handlungen, alle Vorgänge mit plastischen Darstellungen begleitet. Bei den späteren Sachsen sprechen z. B. die Finger bei Rechtsgeschäften mit. Solche einfache Symbolik zeigt auch die Übergabe eines Stabes, eines Halmes bei diesen Geschäften. Die vielseitige symbolische Rolle des Haares ferner ist ein sehr natürlicher Zug und findet sich auch sonst bei Indogermanen. Das Haar ist Freiheits- und Ehrenzeichen. Geschorenes Haupthaar zeigt den Unfreien an. Der Ehebrecherin wird das Haar abgeschnitten.

Besonders schwer dürfte es sein, „symbolische Empfindung" in den primitiven Kunstübungen der Germanen nachzuweisen. Kunstgefühl zeigt sich bei den Germanen nur im Ornament. Denn worin sich sonst der Kunstcharakter zu bewähren pflegt, das war noch alles, wie etwa das Bauwesen, primitive Technik. Das Ornament aber ist noch überaus einfach und arbeitet mit Punkten, Strichen, namentlich mit geraden Linien, später auch mit gewellten, gezackten Linien (Zickzack, Treppenornament), Kreisen, Drei- und Vierecken usw. Aus der überaus wechselnden Verflechtung solch einfacher Motive entstehen nun ganz eigenartige Muster, die aber nichts weiter als die bei dem germanischen Menschen oben beobachtete, für niedere Kulturstufen überhaupt charakteristische rege Phantasie beweisen. Die Ornamentierung von Töpfen, von Metallgeräten, die Schnitzverzierung an den Balken und Ständern der Häuser namentlich der principes erwächst aus einem natürlichen Triebe zu schönerer Gestaltung der Dinge. Dieser Trieb tritt überall sehr früh auf; selbst ganz rohe Völker verzieren wohl ihre Boote oder ihre Hütten. Es ist von neueren Forschern als stehendes Kriterium der unvollkommenen und komplizierten Arbeit der Naturvölker gerade „der ausgesprochen künstlerische Charakter aller ihrer Produkte" öfter hervorgehoben. Man hat Zeit, und wie man viel Arbeit auf den Schmuck des Körpers verwendet, so auch auf die Gegenstände, die man fertigt, die wegen der Schwierigkeit ihrer Herstellung dann auch zum Individuum gehören, „Stücke der Person" sind.*) Wenn Reisende

*) Bücher, Arbeit und Rhythmus, 2. Aufl., S. 15 f.

Digitized by Google

„die Vielgestaltigkeit und den Abwechslungsreichtum der Muster" bei den Papuas hervorheben, wird man Ähnliches auch bei den Germanen natürlich finden müssen. Weiter aber unternahmen diese, wie schon erwähnt, die Zier importierter fremder Stücke nachzuahmen. Daß der Germane dies nur mit den einfachsten Motiven versuchen konnte, ist klar: was er aber hinzutat, die wechselnde Verknüpfung dieser Motive, das war Eigenart und Bewährung innerer Kräfte.

Digitized by Google

V. Kapitel.

Soziale Zustände.

Gar vieles von dem, was bisher über den germanischen Menschen gesagt wurde, hat sich als gerade für ihn charakteristisch erwiesen, gar vieles teilt er aber auch als Merkmal eines bestimmten Entwicklungsgrades mit anderen Völkern gleichartiger Stufen. Ähnliches wird sich ergeben, wenn wir sein soziales Leben betrachten. Es geschieht dies hier übrigens mit großer Beschränkung — denn eine Verfassungsgeschichte soll hier so wenig geboten werden wie oben ein Abriß der Mythologie — und durchaus nicht mit dem Anspruch, die für dieses Gebiet so zahlreichen und mit besonderer Vorliebe behandelten Streitfragen lösen zu wollen. Nur der Meinung darf Ausdruck gegeben werden, daß auf diesem Gebiet die Sucht zu konstruieren und zu systematisieren besonders vom Übel gewesen ist. Das Unsystematische vielmehr erscheint auch hier fast als das Charakteristische. Man kann aus entwickelten Zuständen doch nur in ganz beschränktem Maße auf die früheren einfachen Verhältnisse schließen.

Der oben geschilderten Art des germanischen Menschen entspricht in erster Linie eine unzweifelhaft vorhandene, bald schärfer, bald weniger scharf ausgeprägte Lockerheit der sozialen Verhältnisse. Lockere Formen zeigt die Ehe, lockere Formen der Verband der Sippe, lockere Formen das Gefüge des Staates, soweit man überhaupt von einem solchen sprechen kann.

Das Schwankende mancher Verhältnisse ist freilich nicht immer auf Rechnung germanischer Eigenart zu setzen, es ist zum Teil auch Folge der Unentwickeltheit, der Mischung alter und jüngerer Züge. Mit Unrecht hat man allerdings solche Mischung in den Familienzuständen der Germanen zu entdecken gemeint. Jenes bei einigen Naturvölkern bestehende,

Digitized by Google

aber auch durch Nachrichten aus dem Altertum für Völker der Vergangenheit erwiesene „Mutterrecht", ein Zustand also, in dem nicht der Vater, sondern die Mutter das Bestimmende für den Familienzusammenhang ist, soll auch bei den Germanen noch seine deutlichen Spuren hinterlassen haben, so vor allem in dem bereits hervorgehobenen Ansehen des weiblichen Geschlechts, so in der von Tacitus bestätigten Ehrenstellung des Oheims mütterlicherseits, in der Wahl von Jungfrauen als besonders wertvollen Geiseln, so auch in späteren Zügen, wie in der „Gerade", der spezifischen Habe der Frau, weiter in gewissen erbrechtlichen Bestimmungen der Lex salica und dem Rechtssatz der frühmerowingischen Zeit, daß das Kind dem Stande der Mutter folgt. Insbesondere hat Lamprecht in seiner Neusucht ein älteres Stadium auf mutterrechtlicher Grundlage und den Übergang zu vaterrechtlichen Zuständen systematisch darzulegen versucht. Er nimmt auch ein einstiges Überwiegen der Muttersippe vor der Vatersippe an, gibt der Hundertschaft einen mutterrechtlichen Ursprung und weiß auch den der Häuptlingsgewalt in ein mutterrechtliches Zeitalter zurückzuführen. Es klappt alles vortrefflich: was sonst widerspruchsvoll schien, wird nun klar, und viele Züge aus späterer Zeit schmiegen sich dem Ganzen an. Und doch ist es ein künstliches Gebäude. Es ist schon durch nichts bewiesen, daß das Stadium des Mutterrechts notwendig ein älteres ist, wonach dann also die erwähnten Züge als Residua anzusehen wären: vielmehr finden sich gerade bei den kulturell tiefstehenden Völkern der Gegenwart keine „mutterrechtlichen" Zustände. Weiter ist aber auch die Beweiskraft jener Züge für die Existenz eines Mutterrechts überhaupt mit guten Gründen angefochten worden. Ebensowenig ist für die „Indogermanen" eine mutterrechtliche Periode erweisbar.*) Auch diese Theorie hat ihre Zeit hinter sich wie so viele andere. Die germanische Familie beruhte seit Urzeiten vielmehr auf der strengen und festen Herrschaft des Mannes, des Vaters, und auch die von Tacitus berichtete alte Stammessage knüpft naturgemäß an einen Stammesvater an. Diese Herrschaft ist

*) Vgl. s. d. Nichtexistenz d. Mutterrechts bei den Indogermanen B. Delbrück, Das Mutterrecht bei den Indogermanen (Preuß. Jahrbücher 79, S. 14 ff.) und Schrader a. a. O. S. 564 ff.; für die Germanen noch Schröder a. a. O. S. 64 f. u. 71. Auch Hildebrand, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen, I, erklärt sich dagegen; vgl. dazu Rachfahl a. a. O. S. 21.

Digitized by Google

ursprünglich wohl eine schärfere gewesen, als sie in historischer Zeit erscheint: die Frau war ursprünglich ebenso bloße Sache, bloßes Eigentum wie die Knechte und das Vieh. In historischer Zeit hat der Mann nur die „Munt" über die Frau, der ihre Sippe doch schützend zur Seite steht. Er ist nicht mehr ihr Gewaltherr, sondern ihr Vertreter und Halt. Aber der Hausherr vertritt sie wie die übrige Familie in jeder Beziehung: für den Staat existiert nur er. Ebenso ist die strenge Eigentums- und Verfügungsgewalt über die Kinder in historischer Zeit schon gemildert, das Tötungs- und Aussetzungsrecht eingeschränkt. Die Aussetzung, namentlich von Mädchen, (meist aus Not) bestand freilich noch lange. Diese natürliche patriarchalische Familie ist es, auf der sich auch das ganze spätere Familienleben des Mittelalters aufbaut.

Ein wirkliches Überbleibsel aus älterer Zeit ist aber zweifellos die neben der Einzelehe noch vorkommende Polygamie, wie denn überhaupt der Übergang von dieser zu jener, aus wirtschaftlichen und anderen Gründen hervorgerufen, sich nur langsam und stufenweise vollzieht. Wenn Tacitus eine spärliche Vielweiberei nur ob nobilitatem fortbestehen läßt — Arioviſts Doppelehe war allerdings gewiß nur „aus äußeren Rücksichten" zustande gekommen —, so gilt das nicht für alle germanischen Stämme. Die Nordgermanen z. B. haben noch lange Vielweiberei gehabt, wie Adam von Bremen für die Schweden bestätigt. Die Bekämpfung der Vielweiberei geht nach den nordischen Quellen von den Frauen aus, die entschieden zur Einzelehe streben. Die Taciteische Angabe von der Vielweiberei der Vornehmen stimmt im übrigen sogar noch für die merowingische Zeit. — Auf ein anderes Überbleibsel könnten gewisse Spuren der Raubehe hinweisen, vorausgesetzt, daß diese als ein der Kaufehe vorhergehendes Stadium überhaupt anzusehen wäre.*) Der Frauenraub**) ist zwar in der deutschen Geschichte seit der Entführung Thusneldens genugsam belegt und ein sehr beliebter Vorwurf der nordischen Dichtungen und Sagen, ebenso auch der deutschen, wie der Gudrun und der Nibelungen; er färbt auch das ritterliche Leben romantisch: er wird indessen immer als Rechtsbruch aufgefaßt. Seine Folgen sind erbitterte Fehden wie freilich überall,

*) Vgl. Schrader a. a. O. S. 652 f. und Schröder a. a. O. S. 69.
**) Vgl. Weinhold a. a. O. I², S. 278 ff.

Digitized by Google

wo Frauenraub vorkommt. Eine zu Recht bestehende Form war die Entführung keinesfalls, sondern sehr bald ein schwer bestraftes, später sogar mit dem Tode zu sühnendes Verbrechen, das bei den Germanen noch aus der auf solchen Stufen durchaus herrschenden naiven Raublust erklärlich ist, aber, wie seine Behandlung in den Volksrechten zeigt, noch lange recht häufig vorkam. Es war eine Form, namentlich, um sich aus fremden Stämmen Frauen zu verschaffen. Kam Frauenraub sonst vor, so führte er zu einer wirklichen Ehe nur dann, wenn die Entführte nicht zu ihrer Familie zurück wollte. Hat man die Raubehe als feste Form der Eheschließung für die Germanen angenommen — auch gewisse spätere Hochzeitsbräuche, z. B. das Wettlaufen von Braut und Bräutigam und das Fangen der Braut nach der Trauung, sowie die Hochzeitsbenennung brûtlauf werden als Beweise dafür herangezogen —, so hat man auch die wirklich bestehende Form der Kaufehe naturgemäß aus jener abzuleiten gesucht. Man hat die dabei zu erlegende Summe als ursprünglich durch gütliche Übereinkunft herbeigeführte Abfindung und Sühne aufgefaßt, die dann zur Hauptsache, wie der Raub zur Form, zum Hochzeitsbrauch, wurde und dem Ganzen das Ansehen eines Kaufes gab, eine Entwicklung, die wieder sehr einleuchtend klingt, aber doch schwerlich richtig ist. Innerhalb der Kaufehe kann man aber sehr wohl eine ältere und eine jüngere Auffassung unterscheiden. Anfänglich wurde die Person der Braut direkt gekauft,*) die von Tacitus**) erwähnten Geschenke an die Braut, die Rinder, das Pferd und die Waffen, waren ursprünglich der „Kaufpreis". Die Frau bleibt dann nachher für den Mann eine Sache, die er unter Umständen wieder verkauft. In Notfällen ist dieses Recht tatsächlich geübt worden, und Spuren davon finden sich noch im 13. Jahrhundert. Nordische Quellen lassen den Gatten auch die Frau verschenken. Ein anderer für die Auffassung der Frau als Sache sprechender Brauch, nach dem die Frau ebenso wie die Knechte, Hunde oder Pferde dem Mann in den Tod folgt, ist bei Tacitus schon nicht mehr erwähnt und scheint nur noch bei Nordgermanen und wenigen anderen Stämmen wie den Herulern bestanden zu haben. Die jüngere Auffassung sodann, die der historischen

*) Vgl. Weinhold a. a. O. I³, S. 291 ff. — Seeck a. a. O. S. 478. — Schrader a. a. O. S. 109 f.

**) German. 18.

Digitized by Google

Zeit, läßt die Kaufehe als „Muntehe" erscheinen: der Bräutigam erwirbt durch den Mahlschatz die Muntgewalt über die Braut und die Ablösung von der Schutzgewalt ihres Geschlechts. Freilich blieb auch hier die Braut bloßes Objekt. Der Bräutigam schließt einen förmlichen Vertrag mit dem Vater der Braut oder nach dessen Tode mit dem als Muntwalt eingetretenen Verwandten — es mußte indessen der berechtigte Muntwalt sein — unter dem Beistand der beiderseitigen Sippen: es ist überhaupt ein Vertrag der Sippen. Früh scheint aber, allgemein freilich wohl erst später unter dem Einfluß der Kirche, eine Zustimmung des Mädchens als notwendig empfunden worden zu sein. Die noch sehr lange überall üblichen Eheberedungen sind im übrigen nichts als die alten Verhandlungen über die Höhe des Kaufpreises. Nach dem Vertrag folgte die schon eine rechtliche Bindung darstellende Verlobung, später die Übergabe und Heimführung, alles aber als ein Akt aufzufassen. So hat die Eheschließung in historischer Zeit im allgemeinen eine regelmäßige und feste Form. Daß man sich aber nicht immer an diese band, haben wir oben gesehen. Insbesondere wird auch das bloße Zusammenleben oft vorgekommen sein.

Dieses Schwankende, Fließende der rechtlichen Verhältnisse zeigt sich nun weiter in der Stellung der Frau selbst. Erschien sie anfangs bei der erniedrigenden Möglichkeit des Verkaufens oder Verschenkens als reiner Besitzgegenstand, so durfte sie doch nicht, wie dies bei den Knechten und Mägden möglich war, von ihrem Manne getötet werden. Sie war nicht rechtlos, aber nie rechtsselbständig. Sie stand nicht sub lege, wie Tacitus sagt. Wenn der Knabe schließlich der Munt seines Vaters entwuchs, so blieb das Mädchen immer unter derselben, obwohl sie nach ihrer Mannbarkeit freier gestellt wurde; verheiratete sie sich aber, so kam sie nur in eine neue Munt, in die ihres Mannes. Innerhalb dieser Munt mag nun das Weib je nach Umständen eine freiere oder eine mehr bevormundete Stellung gehabt haben. Die Stellung im öffentlichen Recht war ebenfalls hie und da eine bessere; gewisse Emanzipationen von der Munt kommen vor. Wenn aber die rechtlichen Verhältnisse unklar geblieben sein mögen, tatsächlich wird das Weib innerhalb des Hauses oft recht viel gegolten haben. Die oben (S. 68 f.) geschilderte allgemeine Achtung vor dem weiblichen Geschlecht trug zu seiner Hebung jedenfalls sehr wesentlich bei. Doch scheint hie und da die verheiratete Frau eine mindere Wertschätzung

Digitized by Google

als die Jungfrau genossen zu haben. Aber dem Mann gegenüber wurde sie bald zur Genossin, die nicht nur sein Arbeitstier war: sie teilte seine Interessen, sie stand auch im Kriege stark und kräftig zu dem Gatten, ihn zum Kampfe anfeuernd. Überhaupt ergab sich bei den Germanen als „niederen Ackerbauern" schon rein wirtschaftlich eine Hebung der Stellung der Frau. Andererseits wirkte die frühere Zugehörigkeit zu ihrem Geschlecht in der Urzeit, die eben das Weib ursprünglich nur als Sache auffaßte, stärker nach als später, und gerade die Stellung des Mannes als Herr scheint ein engeres sittlich-gemütliches Verhältnis zwischen den Gatten mindestens erschwert zu haben. So kommt es, daß selbst noch später die Gattenliebe nicht immer der Geschwisterliebe vorangesetzt wird.

Den Geschlechtsverband der Sippe ist man von vornherein geneigt als ein überaus festes Band anzusehen. Hier vor allem liegt das, was man die Gebundenheit des germanischen Menschen nennt. Die Sippe, auf niederer Stufe schon ein Verteidigungs- und Kriegsverband, war für den ackerbauenden Germanen auch der Wirtschafts- und Siedelungsverband, blieb der Heeres- und der Rechtsverband. Ein Eigentum gab es in gewissem Sinne nur durch die Sippe. Der einzelne erscheint ihr gegenüber wie ein Nichts. Was er erwarb, erwarb er für die Sippe; was er Böses tat, wurde angesehen, als ob es das Geschlecht getan hätte. Seine Freundschaften und Feindschaften schienen durch das Geschlecht diktiert zu werden. Vor Gericht standen nicht Kläger und Angeklagter, sondern Sippe wider Sippe. Der Eid war Masseneid. Daß jemand dieses mächtigen Bandes sich hätte entäußern können, scheint unmöglich. Gleichwohl ist es häufig genug dazu gekommen. Die Gemeinschaft der Sippe war vor dem Staate die erste Friedensgemeinschaft gewesen, aber so wenig wie im Staate ist der Friede in ihr immer gewahrt worden. Die schärfsten und furchtbarsten Streitigkeiten haben sich eben innerhalb der Sippe, des kleinen verwandtschaftlichen Kreises, erhoben.*) Nahe Verwandte standen sich im öffentlichen Leben als Parteihäupter gegenüber. Auch Habgier und Egoismus spielten eine Rolle. Das Verlassen von Stamm und Heimatland, von dem wir noch hören werden, der Übertritt zum Feinde und der

*) Tacit. Hist. IV, 70: ut ferme acerrima proximorum odia sunt

Digitized by Google

Kampf gegen die eigenen Genossen waren zunächst oft nur Folge des Lossagens von der Sippe. Auch dieses Band fesselte also den Germanen nicht unlöslich. Dieses Lossagen ist später (vgl. S. 116) zum förmlichen Rechtsakt geworden.

Weit größere Lockerheit noch zeigt endlich das Gefüge des Staates. Nur die Anfänge einer staatlichen Macht sind vorhanden, sie mischen sich noch durchaus mit den Machtbefugnissen der Sippe: die Geschlechterverfassung ragt noch in hohem Maße in das germanische Leben hinein. Schon die Einzelfamilie bildet mit ihrer starken Gewalt des Familienhauptes, des Vaters, gewissermaßen einen Staat für sich. Die Allgemeinheit konnte sich nur an den Vater halten, der ihr gegenüber alle Hausgenossen vertrat und für sie haftbar war. Charakteristischer aber ist, daß eben jener weitere verwandtschaftliche Verband der Sippe noch eine hervorragende Bedeutung bewahrte. Sie war Träger von Aufgaben und Pflichten, die später dem Staate gebühren. Die Sippe stellte, wie erwähnt, schon in dem niederen agrarischen Leben der Germanen als natürlichster Verband auch die Wirtschaftsgemeinschaft dar; sie war der Träger der primitiven Bodenkultur; die gemeinschaftlichen Siedelungen, die Dörfer, sind Sippensiedelungen — die Dorfnamen und ebenso das Überwiegen eines bestimmten Geschlechtsnamens beweisen das zum Teil auch für eine spätere Zeit; insbesondere hat sich bei den Friesen und Sachsen die Dorfsippe noch lange gehalten. Die Sippe sorgte nicht nur für den Lebensunterhalt, sondern auch für den Lebensschutz des einzelnen. Wie dieser ferner in seinem sittlichen Gebaren und seinen kleinen Interessen an der Sippe Halt fand, so war sie vor allem auf dem wichtigsten Gebiet öffentlichen Lebens, dem des Rechts, ein maßgebender Faktor. Aus der Zeit, da Familie und Staat sich noch deckten, da das Geschlecht über den Frieden in seinem Innern wachte, die erste Friedensgemeinschaft (sibja bedeutet Friede und Geschlecht) war und den einzelnen nach außen schützte, blieben auch in der Zeit völkerschaftlichen Lebens starke Reste bestehen. Vor allem die auf niedriger Stufe so häufigen, moralisch, wie schon erwähnt, gar nicht befleckenden Totschläge, aber auch Verbrechen wie die Schändung waren noch ganz der Verfolgung durch die Sippe, deren Friede dadurch gestört war, überlassen. Die bei Völkern entsprechender Kulturstufe sich findende Blutrache ist auch von den Germanen geübt worden, ja sie hat sich in ursprünglicher ge-

Digitized by Google

bliebenen ländlichen Bezirken bis ins tiefe Mittelalter und darüber hinaus erhalten. Daraus, daß die Familie des Ermordeten nicht nur den Täter, sondern dessen ganze Familie verfolgte, konnten sich endlose Fehden zwischen den Geschlechtern entwickeln, zumal jeder neue Mord wieder gerächt werden mußte. Aber solch ein volkszerrüttender Zustand, der ja bei einigen leidenschaftlichen Völkern noch heute besteht, scheint doch von den Germanen früh in seiner Verderblichkeit erkannt worden zu sein, und nachdem man zunächst die gebotene Rache nur auf den Täter selbst oder wenigstens auf einen kleineren Verwandtenkreis beschränkt hatte, ist allmählich auch an Stelle des rächenden Totschlags die Sühne durch Zahlung einer Buße getreten — ein bei anderen Völkern nicht vorkommender und vielleicht aus egoistischem, habsüchtigem Sinn der Germanen zu erklärender Zug. Aber, charakteristisch genug, diese Sühne ward nicht etwa durch den Staat zustande gebracht, sondern war Privatsache der Sippen. Der Mörder mußte sich demütig zur Buße (Wergeld) — ursprünglich Vieh — erbieten. Ging die geschädigte Familie darauf ein, so wurde ein Abkommen über die Höhe der Buße getroffen; außerdem wurde der Täter freilich durch zeitweilige Verbannung gestraft. Die Sippe desselben aber kam meist für die Buße auf. Ganz natürlich, da die Ablösung im Interesse jedes Sippengenossen lag, denn durch die Racheberechtigung drohte jedem Gefahr. Umgekehrt empfing die ganze Sippe des Geschädigten das Wergeld. Auch diese Form machte also ein staatliches Verfahren entbehrlich, und erst später entwickelte sich eine Ladung des Mörders vor Gericht und ein Zusprechen der Buße durch dieses, wodurch freilich die Sitte der Blutrache keineswegs ganz beseitigt war. Wie weit die Privatrache der Familie bestehen blieb, wie weit die Buße in weniger schweren Fällen schon mehr obligatorisch war, ist nach den einzelnen Stämmen mit ihrer verschiedenen Entwicklung sicherlich auch ganz verschieden gewesen. Auf Festsetzung der Höhe der Buße durch den Staat könnten übrigens die Worte des Tacitus *): certo armentorum ac pecorum numero schließen lassen.**) Indessen beschränkte sich nun die Selbsthilfe, dieser Ersatz einer staatlichen Rechtspflege, keineswegs auf die Verfolgung von Mord, Totschlag und schweren Verbrechen. Auch die kleineren Schädigungen, z. B. der Diebstahl, wurden durch den

*) German. 21.

**) Schrader a. a. O. S. 100.

Digitized by Google

Betroffenen wohl selbst gestraft, indem er sich durch Pfändung schadlos hielt. Gerade bei den kleineren, zur Fehde nicht genügenden Sachen mag zuerst die Sühne durch Zahlung sich ergeben haben. — Tritt bei dieser unmittelbaren Schadloshaltung mehr der einzelne hervor, so zeigt sich wieder der volle Einfluß der Sippe in dem noch unausgebildeten Gerichtsverfahren. Hier stand einfach Sippe gegen Sippe: die öffentliche Gewalt, der Richter, handelte dabei kaum.*) Er legte nur einer Partei den Eid mit einer bestimmten Zahl Eideshelfer auf. Die Partei, der der Beweis zugeschoben war, entschied die Sache. Die Sippengenossen waren die Eideshelfer und beschworen, was zu beweisen war; darnach mußte das Urteil gesprochen werden. Das Mittel, nicht durch die Lüge einer mächtigen Sippe erdrückt zu werden, war nur der Zweikampf mit dem Gegner, also wieder ein Akt der Selbsthilfe. Er bedeutete die Durchbrechung des Formalismus der Genossenschaft durch das Prinzip der von den Germanen so geschätzten Mannestüchtigkeit, ursprünglich weder Beweis noch Gottesurteil. Daß nun andererseits doch nicht nur mehr die Sippe herrschte, sondern auch staatliche Macht sich entwickelt hatte, wird noch ausgeführt werden. Auch im rechtlichen Leben zeigt sich das: ein reiches, poetisches, freilich umständliches Formen- und Formelwesen hatte sich entwickelt, aber es war unerbittlich, und sein Hüter war eben das Gericht, die Gemeinde. Wer seiner Macht widerstrebte, wurde „friedlos". Bald haben sich ferner neben den Bußen an den Geschädigten öffentliche Bußen herausgebildet, von denen noch die Rede sein wird. — Noch in einem weiteren wichtigen Teil des öffentlichen Lebens bewahrte die Sippe ihre althergebrachte Bedeutung, im Heerwesen. Der überall hervortretende Zusammenschluß der Sippen zeigt sich in der von Tacitus berichteten Tatsache, daß die Heeresabteilungen sich nach Familien und Verwandtschaften gliederten, was ganz der gemeinschaftlichen Siedelung der Sippen entspricht. Die unentwickelte Taktik der Germanen stand einer solchen Heeresordnung auch nicht im Wege. Wie weit militärisch daneben die sogleich (S. 104) noch zu besprechende äußere Gliederung nach Hundertschaften und wohl auch Tausendschaften (die Cäsar für die Sueven nennt, und die sich auch bei den Goten finden) einherging, erscheint nicht recht klar. Man hat darin

*) Vgl. unten S. 108.

Digitized by Google

ein der alten Geschlechterverfassung widerstrebendes Element erkennen wollen.

Ueberhaupt hat nun doch schon eine wirkliche Emanzipation des Staates von jener begonnen. Die Familie war kein Organ des Staates: die Volksgemeinde bestand nicht aus Familienvertretern, sondern aus den einzelnen Freien. Wer in die Gemeinde trat, trat damit, wie Tacitus bestätigt, aus dem Bann der Familie heraus. Wer zur Versammlung oder zum Heereszug nicht erschien, den strafte nicht die Familie, sondern der Staat. Die „Häuptlinge" endlich des Volkes waren nicht „Geschlechtshäupter", was für eine vorgeschichtliche Periode vielleicht gelten mag, sondern eine Art lockerer Aristokratie (vgl. S. 113), zu der Abstammung, Besitz, kriegerische Taten, kurz alle Momente, die Ansehen gaben, qualifizierten. Aber dieser Staat war, wie betont, auch abgesehen von dem geschilderten Hineinragen der Geschlechterverfassung, doch kein festes Gebilde; am allerwenigsten war er das Band, das die einzelnen Volksgenossen zusammenhielt. Staatliche Gebilde zogen sich bei den Germanen willkürlich zusammen; sie zerfielen und zersplitterten wieder ebenso, oft sogar wieder in die Teile ursprünglichen Charakters, in die Familien. Aus Landnot, aus Habgier, infolge innerer Zwistigkeiten splitterten Teile ab, gründeten draußen einen neuen Staat oder schlossen sich mit Teilen anderer, auch ganz fremder Stämme wieder zusammen. Aber auch ohne räumliche Trennung, ohne blutigen Zwist fielen die Stämme auseinander, vielleicht infolge besonderer Bevorzugung eines Lokalkults oder dergleichen. Der geschlossene Staat der Sueven ist später zu einer Masse einzelner Staaten geworden, und solche Beispiele lassen sich leicht mehren. Wenn sich dann bald wieder Verfassungsformen bildeten, so beweist dies einerseits, daß diese nur sehr loser und unentwickelter Natur sein konnten: gerade in Verkennung dieses Umstandes hat, wie erwähnt, die Konstruktionssucht große Verwirrung gestiftet. Es ergibt sich andererseits, daß wir die germanischen Verfassungsformen durchaus nicht als einheitlich, für alle germanischen Stämme gültig hinstellen dürfen. Die Art und die Ausbildung des Verfassungslebens sind kaum irgendwo gleichartig gewesen. Nur ein Institut war überall die Grundlage: die souveräne Volksgemeinde, die aus allen wehrfähigen Freien bestand, die also, wenn sie beisammen war, dem Heer entsprach, aber zugleich alle Freien durch die Dingpflicht zur Beratung öffent-

Digitized by Google

licher Angelegenheiten und zum Gericht vereinigte. Sie war zunächst die Schützerin der ersten Vorbedingung einer Gemeinschaft, des Friedens, dessen Notwendigkeit bald als zwingend empfunden ward. Diese Aufgabe, einst auf die Sippe beschränkt, aber nach außen hin durch die Blutrache fortwährend erschwert, galt es vor allem durch die Tätigkeit der Versammlung als Gerichtsversammlung zu lösen. Das konnte zweckmäßig nur in einer kleineren Versammlung geschehen, und so fiel diese Seite auch wesentlich den Versammlungen der Hundertschaft oder auch des Gaus zu, während die große Versammlung der Freien der gesamten Völkerschaft wohl über Verrat oder Feigheit und große Friedensbrüche urteilen mochte, im übrigen aber sich auf die Wahl der Richter, d. h. der Vorsteher der Gaue, beschränkte. Jene Hundertschaften, deren Gliederzahl sich keineswegs gerade auf hundert belief, die überhaupt nicht schablonenmäßig bestimmte Abteilungen sind, könnten wohl militärischen Ursprung haben, indem sie mehrere Sippen zu den notwendigen größeren Einheiten zusammenfaßten: aber diese Verbände, deren Charakter am besten das Wort Haufen bezeichnet, waren naturgemäß zugleich Volksabteilungen, gerade wie die Volksversammlung selbst dem zusammengetretenen Heer entsprach. Ebenso bildeten diese Abteilungen für sich die natürlichen Verbände für das öffentliche Leben, insbesondere die Gerichtsverbände. Man darf auch für die Urzeit bereits Führer solcher Verbände, wie sie später bezeugt sind, annehmen. Dagegen waren diese rein persönlich verbundenen Hundertschaften durchaus nicht die Grundlage einer Wohngemeinschaft, einer örtlichen Bezirkseinteilung. Genau bestimmte, gleichartig abgegrenzte Unterbezirke der Völkerschaft, der civitas, hat es wohl überhaupt nicht gegeben: der Begriff Gau, der diesen Unterbezirk bezeichnet, geht auf ganz verschiedenartige Gebiete und ist wieder durchaus schwankend.*) Ja der Begriff „Gau" könnte dem des vicus sogar gleichstehen, wie auch der Taciteische Ausdruck: qui iura per pagos vicosque reddant zu bestätigen scheint. Immerhin bildeten diese Gaue, mochten sie groß oder klein sein, z. B. nur

*) Vgl. über Hundertschaft, Gau usw. noch v. Amira im Grundriß d. germ. Philol. III², S. 122 f. — Schröder a. a. O. S. 18 ff., Seeck a. a. O. S. 470 f. — Vgl andererseits zur Verteidigung der älteren Waitzschen Theorie von der Identität von Gau und Hundertschaft Rachfahl a. a. O. S. 197 ff.

Digitized by Google

ein geschlossenes Dorf oder ein Gebiet mit einigen Einzelhöfen umfassen, die eigentlichen örtlichen Verbände, die Bezirke, an deren Spitze ein princeps stand. Er wurde von der Gesamtheit, der großen Volksversammlung, gewählt und hatte vor allem die Rechtspflege in Händen, welcher er innerhalb eines größeren Gaus auch für die verschiedenen Hundertschaften (Gerichtsgemeinden) an deren Thingstätten oblag. Diese in ihrem Umfang verschiedenen, aber auch in ihrer Entwicklung flüssigen Gaue sind auch die eigentliche Grundlage des öffentlichen Lebens. Gegenüber dem lockeren, namentlich durch den Kult zusammengehaltenen Völkerschaftsverband, der die Gaue vereinigt, bilden sie, die fast souverän sind, sich auch aus dem Ganzen lösen oder gegenseitig befehden können, den festeren, wirklich selbständigen Verband, auf den noch der Begriff „Staat" angewandt werden könnte; gegenüber der großen Volksversammlung, die über Krieg und Frieden oder Bündnisse entschied und große Opfer vollziehen sah, pflegt, wie erwähnt, die Gauversammlung, die übrigens auch für sich über kriegerische Auszüge entschied, bzw. die Hundertschaftsversammlung das eigentliche öffentliche wie das Gerichtsleben.

Schon oben*) wurde hervorgehoben, wie auch in der Gerichtsgewalt der Gemeinde die Anfänge staatlichen Lebens sich bereits schärfer geltend machten. Freilich nur die schwersten Verbrechen und die gegen die Gemeinde selbst waren der Privatverfolgung entzogen, aber schon hierdurch zeichnet sich die germanische Entwicklung vor der Frühzeit anderer Völker aus. Es gab also auch im Rechtsleben ein Eingreifen der Gesamtheit, des Souveräns, d. h. der Masse der Freien. Die Verfolgung eines Vergehens war doch nicht mehr ausschließlich an die Sippe, deren große Rolle wir eben kennen lernten, gebunden, wenn auch das „staatliche" Verfahren sich eigentlich immer noch in ihren Dienst stellte. Der Beginn ihrer Zurückdrängung ist jedenfalls da. Von jenen gegen die Gesamtheit gerichteten Fällen abgesehen, bleibt freilich das Vergehen immer noch Privatsache, die den Verletzten, aber nicht ohne weiteres die Gesamtheit angeht, diese also auch nicht ohne weiteres eingreifen

*) Vgl. S. 101 f. Über das germanische Rechtsleben überhaupt vgl. außer J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. 3. Ausg. Göttingen 1881: R. Schröder a. a. O. — H. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I, II. Leipzig 1887/92. — K. v. Amira, Recht (Grundriß der germanischen Philologie III², S. 51 ff.).

Digitized by Google

läßt. Der bloße Hilfscharakter, die Vermittlerrolle des Gerichts entspricht dem unentwickelten Zustand der Rechtsanschauungen selbst. Der schon wiederholt betonte demokratische Charakter zeigt sich auch hier, indem das souveräne Volk Träger der Gerichtsgewalt, weiter aber auch Träger und Schöpfer des Rechts selbst ist. Ebenso ist wieder die Lockerheit, Unfertigkeit, Unentwickeltheit des Rechtslebens zu betonen.

Ist nun aber das Recht selbst noch etwas Flüssiges, so hat es darum doch schon ein wirkliches, wenn auch weder schriftlich festgelegtes noch überhaupt fest ausgebildetes Recht gegeben. Man entscheidet nicht nach Willkür, auch nicht nach Billigkeit, sondern schon nach uralter Tradition, nach uralter Praxis. Das Herkommen, die Sitte geben dem Recht schon eine gewisse Anantastbarkeit, wie überhaupt nach dem Wort des Tacitus bei den Germanen gute Sitten mehr galten als anderswo gute Gesetze. Freilich stellten das Leben, die Entwicklung Ansprüche an die Weiterbildung. Hier trat nun die rechtsschaffende Kraft des Volks lebendig hervor, wenn auch zur Interpretation älterer Gewohnheiten oder zur (nicht prägnant zu denkenden) Festsetzung eines neuen Weistums, um diesen Ausdruck schon anzuwenden, naturgemäß nur die Alten und Erfahrenen schritten. Aber immerhin waren die Neuentscheidung wie die Anwendung älterer Praxis nicht zwingend: noch ist das Recht werdendes Recht. Bezeichnenderweise vermag ein jeder das Urteil zu „schelten", seine Meinung an die Stelle derjenigen anderer zu setzen. Die Rechtsschöpfung wie die Rechtskunde sind noch wirklich Volkssache, eben weil alles unfertig ist. Solche lebendige Rechtsbildung geht natürlich nie ins Allgemeine, immer ins Einzelne, ins Besondere: es zeigt sich von Anfang an ein Zug zum Sonderrecht selbst für die kleinsten Kreise. Aus dieser lokalen Verschiedenheit wie aus jener Flüssigkeit und schweren Bestimmbarkeit ergibt sich nun aber, daß wir über das Recht selbst Näheres kaum zu sagen vermögen. Die antiken Berichte lassen uns trotz einzelner spärlicher Nachrichten schon deshalb im Stich, weil ihre Verfasser immer das Rechtsleben und die Rechtspflege eines Kulturvolks im Auge haben und sich ohne Mißverständnisse und Verwunderung nicht recht in den unentwickelten Zustand des germanischen Rechts zu finden vermögen. Aber auch die im Gegensatz zu früheren Versuchen neuerdings mit Kritik und strenger Methode unternommene Erschließung eines Urrechts aus der Vergleichung der späteren

Digitized by Google

Volksrechte, des westgotischen, burgundischen, langobardischen und der innerdeutschen, insbesondere ferner auch des skandinavischen Rechts, das freilich trotz ursprünglicheren Charakters durchaus den Stempel einer Jahrhunderte weiteren Entwicklung trägt, kann nicht rechte Sicherheit gewähren. Auf die so etwa zu rekonstruierenden privatrechtlichen Anschauungen der Germanen, die man doch nie in ein System wird fassen können, ist hier nicht näher einzugehen.

Was aber das Eingreifen des „Staates", der Gesamtheit, in die Rechtspflege anlangt, so gab er wenigstens die Organe und die Organisation einer solchen her. Organ der Rechtsprechung war die Volksversammlung, d. h. insbesondere die Versammlung der Hundertschaft, zu der die Dingpflicht die Freien zwang. Volks- und Gerichtsversammlung decken sich auch in der Benennung: thing, mahal. Zur Leitung des Verfahrens gab es jene Richter, welche die große Versammlung für die einzelnen Bezirke aus den principes wählte. Auf eigenen Antrieb griff die Organisation, und hier zwar die große Volksversammlung, nur in besonderen Fällen ein, so vor allem bei Freveln gegen die Götter und deren Heiligtümer, überhaupt bei flagranten die Gesamtheit angehenden Friedensbrüchen, die ja auch als Verletzung der göttlichen Friedenshüter erscheinen konnten. Denn das älteste Recht wie die älteste Rechtsverfolgung deuten immerhin auf einen sakralen Charakter. Zu den „ungeheuren", schweren Freveln, den gemeine Gesinnung verratenden „firina", „Neidingswerken", zu denen auch die widernatürlichen Verbrechen gehörten, kamen namentlich gemeingefährliche Missetaten (Landesverrat, Feigheit und Heeresflucht, heimlicher Mord, schädigende Zauberei, auch wohl planvolle, gemeingefährliche Räuberei). Gegen solche Verbrecher verhängte, wenn man ihrer habhaft wurde, die Versammlung schwere sakrale Todesstrafen, je nach Art des Verbrechens (Ertränken, Aufhängen, Rückenbrechen usw.), und zwar in fester, umständlicher Form. Diese öffentliche Strafe ist die einzige, die von der Gesamtheit verhängt wird, aber eben als Akt des Kultus, als Opfer für die beleidigte Gottheit. Charakteristischer ist die negative Strafe, die den Verbrecher trifft. Er hatte sich als Volksfeind und Brecher des Gesamtfriedens auch seinerseits außerhalb des Friedens gestellt und verfiel der Friedlosigkeit: jeder aus dem Volke konnte ihn kurzerhand erschlagen, und nur die Wildnis oder das

Digitized by Google

Elend boten ihm Zuflucht. Diese Friedlosigkeit bestand ursprünglich in einem ohne Verfahren verhängten Versagen des Rechtsschutzes: der Friedlose hatte keinen Anspruch mehr auf denselben. Später wurde die Friedlosigkeit in feierlichem Verfahren ausgesprochen. In ältester Zeit muß solch ein Friedloser wirklich wie ein gehetztes Tier, wie ein Wolf gelebt haben. In andern Fällen, bei den gewöhnlichen Friedensbrüchen, die die Sippe angingen, stellte sich die Organisation, und hier die kleinere Versammlung, nur zur Verfügung, wenn man sie benutzen wollte, d. h. wenn man klagte und damit den Verzicht auf die Verfolgung durch Selbsthilfe aussprach. Das zu erlegende Friedensgeld, ein an das Gericht zu zahlender Teil der Buße, hat man daher nicht als Strafe, die es später allerdings darstellt, sondern als Entlohnung für die Beihilfe der Organisation zur Herstellung des Friedens, zur Bewirkung eines Sühnevertrages auffassen wollen. Diese Gerichtsorganisation tritt also beim Prozeß nur als ordnende, polizeiliche, viel weniger als prozeßleitende und entscheidende Gewalt in Tätigkeit.

Die im Freien, meist an heiliger Opferstätte tagende, öffentlich verhandelnde Versammlung der bewaffneten Freien wird wie jede Volksversammlung zunächst mit der Hegung (s. unten) eröffnet, die große durch den „Priester", die kleine durch den Richter-princeps, die beide auch das Bannrecht haben, also die Ordnung durch Gebot und Verbot während der Versammlung aufrechterhalten. Es ist überhaupt kein ständiger Gerichtshof, sondern die Versammlung, die sonst über die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt, dient nur zur Entscheidung eines Rechtsstreits. Der eigentlich treibende, ja den Prozeß leitende Faktor ist der Verletzte: er hat vor Zeugen den Schädiger vor Gericht geladen, er stellt vor Gericht ganz genau vorgeschriebene Fragen, auf die der Beklagte mit „ja" oder „nein" antwortet. Leugnet er, entscheiden die Eideshelfer, die nur unbescholtene Freie sein können, und deren Zahl nach der Wichtigkeit der Klage sich richtet. Sie schwören auf die Waffen. Wer schwören soll, entscheidet allerdings der Richter: meist ist es des Beklagten Partei. Der das Beweisverfahren durchbrechende Zweikampf wurde schon oben besprochen. Weiter wandte man als Ersatzmittel das Gottesurteil, das ursprünglich nur Orakelbedeutung hatte (Losorakel, wenn mehrere Angeklagte in Betracht kamen) und wohl erst später durch den Einfluß des Christentums in seiner echten

Digitized by Google

Form aufkam, an, wenn z. B. ein Eid angefochten wurde, Eideshelfer überhaupt fehlten usw. Das eigentliche Gottesurteil (Wasser- und Feuerordal) stammt wohl aus dem Orient. Der Kläger bat endlich auch um das Urteil und ließ sich die Buße zuerkennen. Vor der Entscheidung fragte der Richter wohl einzelne, wie entschieden werden sollte, oder lud zu Vorschlägen ein: er wird aber im wesentlichen selbst das Urteil vorgeschlagen haben und büßte erst in späterer Zeit seine maßgebende Rolle dabei ein. Gültig wurde das Urteil erst durch die Zustimmung des Volkes (auctoritas), seine Verkündigung lag dann wieder dem Richter ob. Bei der Urteilsvollstreckung stand aber die öffentliche Gewalt zurück: meist trat da ein Pfändungsrecht des Siegers ein. In dieser Form wurden allmählich selbst die kleinen Streitigkeiten entschieden. Auch für privatrechtliche Forderungen hatte man nur die Form des Strafprozesses: in dem Widerstand des Beklagten lag dann das Strafbare. — Aber wir lassen nunmehr die Rechtspflege beiseite.

Insofern der Friede als von den Göttern geschützt galt, war die eben angedeutete bestimmende Teilnahme der „Priester", soweit solche nach den obigen Darlegungen*) angenommen werden dürfen, an den Volksversammlungen**), die vielleicht überhaupt auf ursprüngliche Kultversammlungen zurückgehen, natürlich. Ihre Strafgewalt erklärt sich daraus von selbst, in der Versammlung wie im Felde. Weiter mag sich daraus ein allmählicher Übergang der Leitung der Versammlung an sie ergeben haben, während diese ursprünglich sicherlich regellos verlief. Die Leute kamen, wenn es ihnen paßte, d. h. nicht auf den Tag genau, schon wegen der Entfernung. Der allgemeine Termin für eine Versammlung war, wenigstens in kleineren Staaten, Voll- oder Neumond. Eine ordentliche, „ungebotene" (echte) Versammlung fand wohl nur alle Jahre statt. Die Versammlung, die gleichzeitig, wie erwähnt, Heeresversammlung war, wurde durch die Hegung (das Verbot der „Unlust", der Friedensstörung) unter den Frieden der Götter gestellt. Was vorzubringen war, wurde von den Häuptlingen, von angesehenen Männern, die eine Vorberatung abhielten, also eine Art Rat darstellen, vorgebracht.

*) Vgl. S. 83 f.

**) Die Volksversammlung schildert Tac. Germ. 11. 12. 22. Vgl. Seeck a. a. O. S. 484.

Digitized by Google

Zustimmung und Widerspruch vollzog sich in primitiven Formen, durch Waffenzusammenschlagen oder Murren. Wer reden wollte, mochte reden. Zu wildem Lärm und Streit waren die Verhandlungsgegenstände meist wenig angetan. Denn die politischen

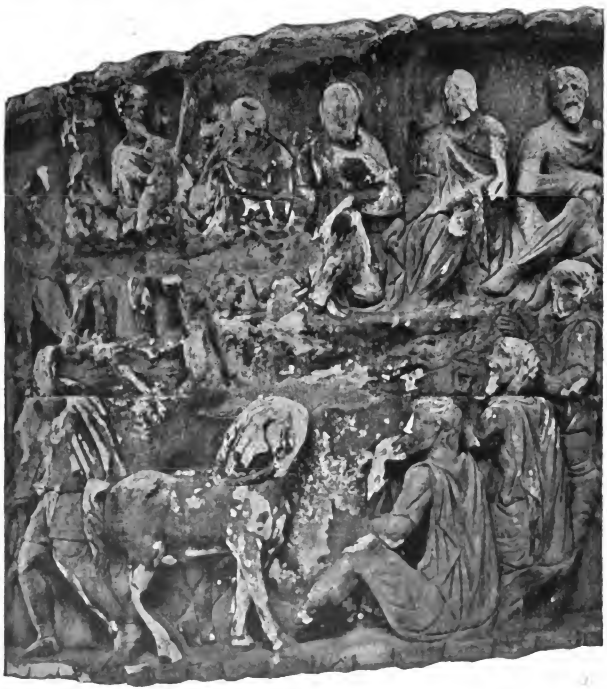


Abb. 5. Germanische Ratsversammlung.
(Nach Petersen usw., Die Markussäule.)

Verhandlungen, zu denen die große Volksversammlung früh gekommen sein wird, drehten sich um große Fragen, über die oft schon Einigkeit herrschte, Abschluß von Verträgen und dgl., vor allem um die Opportunität von Kriegszügen, um die Wahl von Gaufürsten (Richtern), weiter um die Wahl von Herzögen,

Digitized by Google

auch eines Königs (vgl. unten S. 114 f.), über dessen Person man wohl ebenfalls meist einig war. Die Hebung des erwählten Königs auf den Schild war dann eine lärmende Feierlichkeit. Weitere Akte, die bei der Versammlung vorgenommen wurden, wie die Aufnahme neuer Genossen aus Unfreien (vgl. S. 113) und namentlich aus den herangewachsenen Jünglingen, denen Wehr und Waffen feierlich übergeben wurden, waren auch mehr Schauspiele als Verhandlungsgegenstände. Nur die Siedelungsfragen konnten für ein Hin und Her stärker in Betracht kommen: doch fielen sie mehr in das Gebiet der Hundertschaftsversammlungen. Die eigentlichen Siedelungsverbände waren, wie wir sahen, die Sippen.

Eine andere Obrigkeit als diese Volksversammlungen — und sie sind kaum eine solche zu nennen — kannte oder wollte der Germane nicht. Die eigentliche Leitung der Gesamtheit hatte freilich jene Art von Aristokratie, von der als vorberatender Instanz schon die Rede war: dieser „Rat der Großen" (Abb. 5) war der wirklich leitende und beeinflussende Faktor. Wir kämen so, da die principes auch sonst als Richter, Hundertschaftsführer usw. die überall Maßgebenden waren, zu einer faktischen Oligarchie bei theoretischer Demokratie. Daß dabei wieder von einem festen Stande, von einem eigentlichen Adel nicht die Rede ist, werden wir sogleich sehen. Nun hat man neuerdings Ansichten zu begründen gesucht, die die Annahme einer solchen Oligarchie auch wirtschaftlich erweisen würden.*)

*) W. Wittich, Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland (Leipzig 1896), Anlage VI: Über den Ursprung der Großgrundherrschaft, und auf anderem Wege und als Hauptpunkt seiner Darlegungen R. Hildebrand, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen (Jena 1896); für Hildebrand in seinen „Hauptresultaten" wieder Wittich, Die wirtschaftliche Kultur der Deutschen zur Zeit Cäsars (Historische Zeitschrift N. F. 43, S. 45/67). Hildebrand nimmt die germanischen Agrarverhältnisse als Beweis seiner Theorie der generellen Wirtschaftsstufen, insbesondere bezüglich des Verhältnisses der Stufe des Nomadentums zu der des anfangs verachteten Ackerbaus, konstruiert vor allem eine reiche Hirtenaristokratie, der eine Menge armer Ackerbautreibender gegenüberstehe. Er fußt auf die Stelle bei Cäsar (de bell. Gall. VI, 22): magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum et quo loco visum est, agri attribuunt, die er als eine Landzuteilung seitens jener an diese auffaßt. Zu Tacitus' Zeit seien mit steigendem Ackerbau die Abhängigkeitsverhältnisse der Ackerbauer noch schärfer geworden. Wittich hingegen stellt gerade

Digitized by Google

Nicht eine Masse freier Ackerbauer und Viehzüchter, sondern eine abhängige Bevölkerung, die Zinsland bebaute, habe den Hauptteil der Germanen gebildet; eine über dieser stehende Schicht kleiner Grundherren sei der eigentliche Träger der Macht gewesen. Indessen sind solche Ansichten mit Recht bestritten worden, und jedenfalls gehen sie viel zu weit. Vielleicht darf man die Masse der Freien nicht als sehr groß ansehen; es hat andererseits eine große Menge von Sklaven und Hörigen gegeben, auch ist eine mittlere Klasse von gehobenen Unfreien, von Freigelassenen ohne Zweifel vorhanden gewesen: aber der Hauptgegensatz der Bevölkerung ist nicht der einer geringen Zahl von Grundherren zu einer großen Masse verschiedenartiger Abhängiger, sondern der einer das eigentliche Volk darstellenden Menge der Freien zu einer größeren Menge von Unfreien.

Sklaverei zunächst ist wie bei allen Völkern entsprechender Kulturstufe bei den Germanen selbstverständlich. Sklaven waren vor allem Unterworfene und Kriegsgefangene, auch Römer, ferner Leute, die von fremden Stämmen eingehandelt waren, auch wohl einzelne landesflüchtige (friedlose) Fremde. Frühere Freie eigenen Stammes, die (durch Spiel oder hohe Buße) in Schuldknechtschaft kamen, verkaufte man in die Fremde. Alle Unfreien waren waffenunfähig. Neben den eigentlichen, nicht die Überzahl bildenden Haussklaven hat es dann allerdings die in eigener Hütte wohnenden, für den Herrn Land bauenden Unfreien, die auch von Tacitus (Germ. 25) bezeugt sind, gegeben. Diese Klasse von abgaben-

---

die „reichen Herdenbesitzer" als die „Unternehmer" des Ackerbaus hin, in deren „Dienst und Auftrage" die Ärmeren Land bauten. Wie weit die neuen Anschauungen eine Stütze an den rechtshistorischen Aufstellungen Ph. Hecks fanden, sei hier nicht weiter ausgeführt. Gegen Wittich und Hildebrand traten auf R. Kötzschke, Die Gliederung der Gesellschaft bei den alten Deutschen (Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft N. F. II, S. 269 ff.), F. Rachfahl, Zur Geschichte des Grundeigentums (Jahrbücher für Nationalökonomie 3. Folge Bd. 19, S. 1 ff., 161 ff.), neuerdings O. Siebeck, Der Frondienst als Arbeitssystem (Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft Ergänz.-Heft XIII) und Max Weber, Der Streit um den Charakter der altgermanischen Sozialverfassung in der deutschen Literatur des letzten Jahrzehnts (Jahrbücher f. Nationalökonomie 3. Folge Bd. 28, S. 433 ff.). Kurz vor den Auslassungen Wittichs und Hildebrands war gerade (1895) das große Werk Meitzens (a. a. O.) erschienen, der die ältere Anschauung von den ursprünglich gleichen Anteilen aller Siedler, also von der Gleichheit freier Volksgenossen energisch vertritt.

Digitized by Google

pflichtigen Leuten, die den Boden bebauten, kann, den wirtschaftlichen Verhältnissen der Zeit entsprechend, nur unter den principes, die also in der Tat Grundherren wären, gestanden haben. Es waren ursprünglich unterworfene oder freiwillig sich unterwerfende Leute, die, schon ansässig, zunächst Hörige der Gesamtheit, später Hörige einzelner Herren wurden. Sie nähern sich den Freigelassenen, die immer noch unter der Munt ihres früheren Herren, d. h. wohl ausschließlich eines princeps, der sich in ihnen einen Anhang schuf, standen. Die Freilassung, die nach Tacitus nur privatim erfolgte, ließ den Mann trotz mancher persönlichen Rechte öffentlich unfrei; doch gab es wohl auch schon eine öffentliche Freilassung in der Volksversammlung, die den Mann zum Volksgenossen und wehrhaft machte.

Unter den Freien nun, die das eigentliche Volk darstellten, hat es zweifellos große soziale Unterschiede früh gegeben, aber von einer Standesteilung kann man doch nur in leisen Anfängen sprechen: es waren soziale Gruppen vorhanden, die aber keinen Standescharakter hatten. So hat es denn nur eine faktische Aristokratie mit sozialen Vorzügen, keinen eigentlichen Adel als Rechtsstand mit rechtlichen Privilegien gegeben. Der Vornehmen Einfluß und Zahl sind auch bei den Stämmen verschieden gewesen: zwischen Osten und Westen namentlich scheinen große Unterschiede bestanden zu haben. Feste Voraussetzungen für einen Adel gab es kaum. Allenfalls darf man, wie erwähnt, als die ursprünglichen principes die Geschlechtsältesten annehmen. Die persönlichen Qualitäten vielmehr waren wesentlich ausschlaggebend. Diese Qualitäten waren in erster Linie anerkannte Tapferkeit und großer Viehbesitz. Leute, die so hervorragten, waren „Häuptlinge", principes*), d. h. einfach die Ersten, Angesehensten, ohne Beigeschmack einer amtlichen Stellung, nur gestützt auf die „dignitas" und die Achtung beim Volk. Ihre Macht und ihr Einfluß vermehrten sich wieder durch die noch zu erörternde eigentümliche Institution des „Gefolges". Junge Leute namentlich stellten sich freiwillig aus kriegerischen, räuberischen sowie anderen Motiven, z. B. um eine gute „Zucht" und Schule zu haben, in den Dienst eines berühmten Kriegsführers. Auch im Frieden bildeten sie seine ständige Umgebung, gehörten zu seinem Hause und hielten in Treue fest zu ihm Die principes

*) Über die principes vgl. noch Seeck a. a. O. S. 484 ff. u. 488.

Digitized by Google

wetteiferten, ein solches Machtmittel in die Hand zu bekommen; ein besonders großes Komitat gab auch nach außen hin das größte Ansehen. Solche Häuptlinge nun waren die maßgebenden Leute im Volk. Man kann also wohl von den Anfängen einer Standesteilung bei den Germanen sprechen, aber nicht von einer strikten Durchführung derselben. Aus der Masse der Freien hoben sich jene principes mehr tatsächlich als rechtlich heraus, wobei freilich doch die Achtung vor altem Geschlecht, historische Tradition, der Ahnenruhm und Stolz auf tapfere und reiche Väter und Vorfahren schon in Betracht kamen. Rein durch persönliche Eigenschaften konnte nun weiter der eine oder der andere dieser Häuptlinge einen überwiegenden Einfluß ausüben, der eigentliche Leiter des Volkes werden; namentlich wirkten auch Verträge mit fremden Völkern darauf hin. Ein Bedürfnis einer bestimmten Leitung aber — von den Gau-, auch den Hundertschaftsführern abgesehen — war an sich nicht vorhanden. Nur für den Kriegszug wurde ein Führer, Herzog, mit unumschränktester Gewalt gewählt, und bei der Häufigkeit der Kriege mochte solche Herzogsgewalt sich schließlich auch im Frieden äußern. Es bleibt freilich bedenklich, aus solcher dauernd gewordenen Gewalt das gleich zu besprechende Königtum der Germanen herzuleiten. Überwiegender Einfluß solcher einzelnen sowie Streitigkeiten mit anderen principes mögen neben den schon erwähnten Motiven auch oft zu dem Auseinanderfallen germanischer „Staaten" beigetragen haben.

Im ganzen sehen wir immer aufs neue die Unentwickeltheit, den Mangel an Tradition wie an bindender Festigkeit im öffentlichen Leben bestätigt. Nur ein Element desselben, das für einzelne, namentlich östliche Teile der Germanen unzweifelhaft bestätigt ist, scheint dem zu widersprechen, das Königtum, über dessen Natur aber wie über so viele Fragen der germanischen Zeit völlige Uneinigkeit herrscht.*) Eines scheint sicher: die oben in den Vordergrund gestellte Souveränität des Volkes ist durch das Institut — von seiner späteren Entwicklung natürlich abgesehen — nicht berührt und nicht beeinträchtigt. Cäsar wie Tacitus bestätigen, daß des Königs Gewalt nur von dem guten Willen des Volkes abhing. Das Königtum der historischen

*) Aus der Literatur sei nur die Zusammenstellung der Quellenbelege über Könige bei den Germanen bei Seeck a. a. O. S. 492 f. erwähnt.

Digitized by Google

Zeit als Überbleibsel oder lokale Wiederauffrischung eines früher allgemein vorkommenden ältesten Königtums mit sakralem, priesterlichem Charakter, das sich aus dem Urgeschlecht herleite, aufzufassen, mag jedem unbenommen sein. Dafür spricht die Wahl aus bestimmten Familien, der Glaube an göttlichen Ursprung der Könige und der Zusammenhang von König und Geschlecht im Namen chuning. Jedenfalls liegt in dem Königtum ein Zug zu größerer Einheitlichkeit und Festigkeit. Die Notwendigkeit solcher Einheitlichkeit in kriegerischen oder sonst für den Volksbestand kritischen Zeiten muß sich öfter auch im Frieden bemerkbar gemacht haben: gerade die Rivalität der Häuptlinge ließ ein Mittel wünschenswert erscheinen, sie niederzuhalten. So erklärt sich auch der Wechsel von königlicher und königsloser Zeit, so die Art der Wahl eines Königs in einem bisher königslosem Volk, das Auf-den-Schild-heben. Aber doch war das Königtum mehr eine Ehren- als eine Machtstellung, am allerwenigsten eine rechtlich begrenzte und bestimmte. Gebunden blieb der König immer an das Volk, dessen Versammlungen er vorsaß: König und Volk sind identisch. Wie sich im Drang der späteren Ereignisse das Königtum zu größerer Gewalt entwickelte, gehört nicht hierher. Könige ganzer Stämme, wie später, gibt es in der Urzeit noch nicht.

Im ganzen haben die wirtschaftlichen Verhältnisse der Germanen, der spärliche Anbau und der daraus sich ergebende Wechsel der Wohnsitze, sowie der Mangel an einem tieferen Heimatsgefühl die geringe Anhänglichkeit an ein Staatswesen und die Lockerheit desselben erzeugt. Eine weitere Ursache, warum keine großen und starken politischen Gebilde entstanden, warum überall kleine Völker und Stämme sich bildeten, ist der schon wiederholt*) als für das ganze germanische Dasein wichtig bezeichnete Wald: er läßt jene Bildungen nicht zu und erleichtert diese. Auf dem Waldleben beruhte im letzten Grunde auch der ausgeprägte Individualismus. Es muß überhaupt die geringe psychologische Gewalt aller sozialen Gebilde über den germanischen Menschen betont werden. Eben der immer aufs neue hervortretende Selbständigkeitsdrang des einzelnen ließ das Band wie die Hoheit des Gesamtvolkes leicht gering achten. Der Vorteil des einzelnen ging über das Interesse der Gesamtheit. Daher die leichte Trennung raublustiger Gruppen und Teilstämme, daher

*) Vgl. S. 15ff.

Digitized by Google

aber auch das häufige Ausscheiden von einzelnen aus dem Volksganzen. Eine Eheschließung mit der Angehörigen eines fremden Stammes ist so wenig unerhört wie die Zulassung stammesfremder Freier zu dem eigenen Gemeinwesen. So auch ist das massenhafte Übertreten von Germanen, von Gruppen wie von einzelnen, in römische Dienste erklärlich. Focht dann der einzelne in fremdem Dienst gegen den eigenen Stamm, so ward das kaum als Frevel empfunden. Wie von seinem Stammesstaat trennte sich der einzelne auch von seiner Sippe. Von dem aus trotzigem Selbständigkeitsgefühl hervorgehenden inneren Hader wurde schon oben gesprochen.*) Gerade innerhalb der engeren Verwandtschaft erhoben sich oft die größten Gegensätze: die Geschichte des Armin zeigt diesen bis zum Mord und Anschluß an den Feind gehenden Widerstreit fast typisch, nicht einmal, sondern wiederholt. Diese Sippenstreitigkeiten trieben oft genug den Trotzigen hinaus in die Fremde. Auch das Band der engsten Familie wurde da nicht geachtet. Man darf, wie erwähnt,**) das feierliche Losschwören von der Sippe im salischen Gesetzbuch recht wohl schon als eine Möglichkeit der Urzeit ansehen. Wer so vor der Gemeinde die drei Stöcke zerbrochen und zerstreut und sich schwörend von den Seinigen losgesagt hatte, der war deshalb nicht vogelfrei, sondern blieb, wenn er nicht außer Landes zog, durchaus im Schutze des Staates. Freilich stand er nur auf sich und mußte überall die mächtige Hilfe der Sippengenossen entbehren. Das zeugt doch von einer frühzeitigen Entwicklung individuellen Lebens. Allerdings werden wir gleich sehen, daß die so oft betonte Gebundenheit des germanischen Menschen sich trotz alledem geltend machte. Auch der Staat band zwar den einzelnen durch seinen Frieden, wenngleich dieses Band nicht so mächtig war wie das der Sippe: aber selbst die Recht- und Friedlosigkeit, die durch die Trennung vom Staat herbeigeführt wurde, hat einzelne nicht geschreckt. Derselbe Individualismus, dieselbe Disziplinlosigkeit und derselbe Eigenwille, diese schon oben hervorgehobenen wesentlichen Stücke der seelischen Art des Deutschen, sind es in letzter Linie, die uns die flüssigen Formen des sozialen, des Rechts- und des politischen Lebens verständlich machen. Durch die ganze deutsche Geschichte zieht sich diese

*) Vgl. S. 99. **) Vgl. S. 100

Digitized by Google

Auflehnung des individuellen Freiheitsgefühls gegen die staatliche Zusammenfassung. Nur nichts Straffes, stramm Geschultes! Der „Brei süddeutscher Zuchtlosigkeit", über den in unserer Zeit geklagt werden konnte, deutet auf ein altes germanisches Erbteil, das um so mehr zu einem verhängnisvollen Moment geworden ist, als die geographische Lage fortgesetzt Berührungen mit anderen besser zentralisierten Völkern herbeiführte. Dieser Zug ist eine Vorbedingung für die häufige Abhängigkeit der deutschen Kultur von der fremden.

Freilich, das Unabhängigkeitsgefühl äußerte sich damals nur negativ: dem losgelösten Individuum fehlte noch völlig der innere Halt. Man suchte ihn charakteristischerweise durch neue Bindung. Eben die Haltlosigkeit des einzelnen, die später bei mählichem Zurücktreten der Bedeutung des Familienverbandes das reich entwickelte Genossenschaftswesen des Mittelalters mit hervorbrachte, ließ den Staatlosen sich fremden Stämmen anschließen oder trieb ihn viel häufiger in die Dienste der Römer. Für die Sippenentfremdeten, aber im Stammesverband Verbliebenen jedoch gab es noch eine genossenschaftliche Zuflucht, jenes Gefolge der „Häuptlinge" oder auch des Herzogs und des Königs. Freilich war das Institut nicht nur für solche Leute bestimmt: es war vielmehr ein merkwürdiger, auch bei den Galliern (Cäsar schildert deren Art genau) vorkommender, zunächst aus den Hausgenossen und Verwandten, dann auch durch freiwillig sich Anschließende*) ergänzter Körper, ein Machtmittel der Großen. Ob man, wie behauptet worden ist,**) Entlehnung aus dem keltischen Institut annehmen darf, steht dahin. Dafür spricht außer der Gleichartigkeit des Instituts selbst der Übergang des keltischen Worts ambactus in alle germanischen Sprachen (Amt). Jedenfalls war dieses Gefolge, wie (S. 113) erwähnt, ein Hauptmachtmittel der principes und trug in sich schon die Keime des mittelalterlichen Fürstendienstes, der wie das moderne Beamtentum immer auch eine Zufluchtsstätte für die nicht grundbesitzenden, nicht vermögenden Leute gewesen ist. Feste Zusammenhänge sollen damit aber nicht ausgesprochen werden. Nicht jeder konnte freilich im Gefolge ogleich Aufnahme finden: nur den Jünglingen aus dem Kreise

*) Vgl. S. 113.

**) Schrader a. a. O. S. 817. Vom germanischen Gefolge handeln Cäsar d. b. G. VI, 23 und Tacitus, Germ. 13, 14.

Digitized by Google

der principes stand sie gleich nach der Wehrhaftmachung frei, für sie war die Gefolgschaft dann eine Schule. Andere mußten erst ihre Kriegstüchtigkeit bewährt haben. Es war eine unbedingte Bindung an einen freigewählten Herrn, der seinerseits „Schutz, Unterhalt und kriegerische Ausrüstung" gewährte. Ein Bruch dieses fast empfindsam ausgestalteten, aber doch auf gegenseitigem Vorteil beruhenden Treuverhältnisses, das durch Handschlag und Treueid seitens des Mannes, durch Übergabe der Wehr seitens des Herrn begründet wurde, war Schande. Eine Hauptrolle spielte das Gefolge im Kriege. Durch die Beute, die dem Herrn zufiel, wurde es erhalten. Im Frieden kann man, wie angedeutet, den Dienst des Gefolges, des „Gesindes" (gasindi), das ja nur Großen diente, schon als eine Art von Beamtendienst ansehen. Und wenn Tacitus *) sagt, daß es im Komitat sogar „gradus" gäbe, so zeigt sich darin schon eine beamtenmäßige Gliederung. Vorstufen der späteren Hofämter des Seneschalls, Marschalls, Kämmerers, Schenks, Truchseß' mögen ebenfalls früh als gegebene Dienstfunktionen vorhanden gewesen sein. Unfreie und Freigelassene, ursprünglich nicht zum Gefolge zugelassen, mögen, wenn sie dem Herrn lieb waren und er ihre Qualität schätzte, doch in seiner nahen Umgebung zu wichtigen Posten gelangt sein: wenigstens sollen sie nach Tacitus **) in Königsstaaten auch über Vornehme emporgestiegen sein, was wohl nur durch das Komitat möglich war. Jedenfalls liegen hier die Keime zu dem höfischen Dienstadel, der die alte, in der Zeit der Völkerwanderung untergehende Aristokratie später ersetzte.

*) Germ. 13.
**) Germ. 25.

Digitized by Google

VI. Kapitel.

Äußere Lebensverhältnisse.

So hat sich denn schon für die germanische Zeit das soziale Leben als ziemlich differenziert dargestellt. Die großen Unterschiede zwischen den sozialen Gruppen kommen nun insbesondere für die richtige Würdigung der äußeren Lebenshaltung in Betracht, die gewiß im ganzen einfach und gleichförmig war, aber in Nahrung, Wohnung usw. doch auch schon große Differenzen zeigte, die nur allzuoft übersehen werden. Wovon der Germane zunächst lebte,*) das ergab sich aus dem ganzen Habitus seines wirtschaftlichen Daseins. Er war, wie wir sahen, einerseits ein Hirte: sein Vieh gab ihm Fleisch als schon durch das Klima gebotene wichtige Nahrung, vor allem das Schwein, das sich an den Eicheln im Walde selbst mästete, das Kalb und das Schaf, dann namentlich auch das Hausgeflügel, Gans und Huhn, wenngleich das Geflügel mehr die Nahrung des Romanen ist. Vereinzelt mag schon in dieser Zeit Hausvieh zur Nahrung gemästet sein. Anfangs hat übrigens auch noch das wild auf der Weide aufwachsende Pferd zur Nahrung gedient, während das Rind vorzugsweise als Milchtier benutzt und nur mit Beginn des Winters häufiger geschlachtet wurde. Hirten schlachten Tiere aus ihren Herden überhaupt nur im Notfall, benutzen vielmehr vor allem die Milch. Das Schlachten geschah naturgemäß im Hause, wie noch lange. Wenn der trist schildernde Pomponius Mela recht hat, so hätten die Germanen ihr Fleisch roh gegessen oder es zuvor in Häute gewickelt und durch Kneten mit Händen und Füßen mürbe gemacht. Man hat das in der Not, im Kriege usw. auch später noch

*) Über das Nahrungswesen vgl. neuerdings namentlich das zitierte Werk von M. Heyne, Bd. II.

Digitized by Google

getan, namentlich im Norden. Indessen dürfen wir doch ein Dünsten des Fleisches zwischen heißen Steinen und auch ein Kochen desselben in Kesseln — man sott ja auch seit alters Met und braute Bier — früh annehmen. Der reichere freie Germane wird auch gebratenes Fleisch, insbesondere Wildbret, das übrigens nur Speise der Vornehmen war und meist am Spieße zubereitet wurde, genossen haben, wie das auch Posidonius bestätigt. In der Zubereitung des Fleisches, auch z. B. in der Herstellung der Wurst, hat aber der Germane erst durch römischen Einfluß einige Fortschritte gemacht. Uralt ist das Räuchern über dem Herde, und vielleicht hat Pomponius Mela mit jener Schilderung nur Rauchfleisch gemeint. Schinken wurden aus dem späteren Westfalen schon nach dem kaiserlichen Rom geliefert. Namentlich wurden sodann auch Fische, die den Anwohnern der See und der Binnengewässer sicherlich früh zur Hauptspeise gedient haben, geräuchert oder gedörrt. Volksnahrung waren Fische naturgemäß insbesondere an der Küste; die Fischnahrung der belgischen Küstenbewohner, die Cäsar schildert, bestand sicher vor allem in Heringen. Der später berühmte holländische Heringsfang ist gewiß sehr alt, wenn auch ein Handel mit Heringen, der sich erst etwa im 11. Jahrhundert besonders an der Ostsee entwickelte, noch nicht existierte.

Die Haus- und sonstigen Tiere gewährten nun natürlich nicht nur Fleisch. Wie schon nach Cäsars Nachrichten die an der Rheinmündung ansässigen Germanen die Eier der Strandvögel genossen, so gaben von jeher die Eier des Hausgeflügels, d. h. des Huhnes, eine gesuchte Nahrung ab. Nach dem Huhn kommt als Hausvogel, aber auch als Weidevogel und nicht nur wegen des Fleisches, sondern auch für den Haushalt wegen ihrer Federn die Gans in Betracht. Manche Landschaften müssen große Gänseherden gehabt haben, wie denn Plinius berichtet, daß aus dem Lande der Moriner Gänse nach Rom kamen. Ungemein wichtig für die germanische Nahrung ist aber die Milch von der Kuh wie von der Ziege — die Pferdemilch hat man schwerlich verwandt. Eine nicht zu niedrige Milchwirtschaft kann man für das germanische Haus getrost annehmen. Saure Milch z. B. war sehr verbreitet. Plinius beschreibt weiter ausführlich ein Verfahren der Butterbereitung bei den Germanen, nennt aber die Butter eine feinere Speise der Herren, die sie auch in der Tat noch längere Zeit geblieben ist. Auf eine gewisse Ent-

Digitized by Google

wicklung der Butterbereitung im Norden deutet der gemeingermanische Name des Butterfasses (Kirne). Viel allgemeinere Speise war der Käse: maiorque pars victus eorum, sagt Cäsar*), in lacte, caseo, carne consistit. Freilich kann man sich denselben nicht einfach genug denken. Den Fortschritt von der ungeformten Quarkmasse zu sorgfältig bereitetem und geformtem Käse verdankten die Germanen erst den Römern, deren Bezeichnung dafür sie dann auch übernahmen. Am ersten wird sich bessere Käseherstellung in dem später holländischen Gebiet, das außer auf die Fischerei auf die Viehzucht angewiesen war, entwickelt haben. — Uralt ist in Germanien weiter der Genuß und die Verwendung des Honigs, den man aber zunächst von den wilden Bienen im Walde oder in Felsenhöhlen bezog. Bienenzucht lernte man wieder erst von den Römern. Wichtig war der Honig insbesondere für die uralte Herstellung des Mets**), einer ursprünglich sehr einfachen Mischung von Honig mit Wasser, die gesotten und zur Gärung gebracht wurde. Diodor kennt den Met für die Germanen (bei ihm „Galater") ebenso wie das Bier; ja nach Strabo scheint schon Pytheas beide Getränke vorgefunden zu haben. Später ward der Met durch Zutaten bedeutend verfeinert und hielt sich noch lange in der vornehmen Gesellschaft, weit länger, zum Teil bis heute, aber als Volkstrank. Immerhin nennt im 16. Jahrhundert Aventin den Met nur noch als slawisches Getränk.

Wir haben den Germanen weiter als niederen Ackerbauer kennen gelernt: aber diese Tätigkeit tritt für seine Ernährung nicht allzu sehr hervor. Die eben erwähnte Cäsarstelle erwähnt das Brot, das wichtigste Produkt des Ackerbaus, als Hauptnahrungsmittel nicht. Brot ist überhaupt ein ziemlich spätes Kulturprodukt und vielleicht erst von dem kultivierten Süden zu den Germanen gekommen, d. h. das gesäuerte Brot. Aus dem, was man aus den Körnerfrüchten durch Mahlen herstellte, machte man lange Zeit als Nahrungsmittel zunächst und vor allem Brei. Daneben mochte man seit alters Mehl mit Wasser anmachen, kneten und „zwischen heißen Steinen auf dem Herde" backen: aber dieses Backprodukt bleibt noch lange eine Speise der Vornehmen. Indessen meinen einige auch eine Säuerung

*) De bello Gall. VI, 22.

**) Vgl. noch Heyne a. a. O. II, S. 334 ff.; über Honiggewinnung ebenda II, S. 213 f.

Digitized by Google

dieses Brotes aus sprachlichen Gründen für frühe Zeiten annehmen zu müssen. Jenen Brei aber bereitete man mit Milch, die hier wieder in ihrer Bedeutung hervortritt. Neben der Gerste verwandte man, wie Plinius bestätigt, namentlich Hafer, auch früh die Hirse dazu. Ebenso kam für das minderwertige Brot noch lange Hafer und Gerste vor dem nur in geringem Umfange angebauten Roggen in Betracht. Später im Mittelalter wird allerdings gerade das Roggenbrot die gewöhnliche Kost und ebenso dem herrenmäßigen Weizenbrot gegenübergestellt, wie es als germanisch gegenüber der feineren romanischen Brotnahrung galt. Wie es der Römer verachtete — Plinius glaubte, Roggen verursache Leibschmerzen, und den Hafer behandelte man als Unkraut —, so ist noch nach Goethe „weiß und schwarz Brot" „das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen". — Wichtiger als für das Brotbacken war in germanischen Zeiten die Körnerfrucht für die Herstellung des Bieres. Es ist sehr alt, trotzdem man aus seiner Nichterwähnung bei Cäsar geschlossen hat, daß es nicht urgermanisch sei. Viktor Hehns Ansicht*), die Kelten seien die Träger und Vermittler des Bierbrauens und auch des herzhaften Biertrinkens, ist, trotzdem keltisches Bier sehr häufig bei den Alten genannt wird, nicht haltbar, auch aus sprachlichen Gründen nicht. Ein anderer Einwand, daß die Annahme eines sehr hohen Alters des Bieres bei den Germanen ein zu hohes Alter des Ackerbaus bedingen würde, wird eben durch die Annahme eines sehr frühzeitigen niedrigen Ackerbaus widerlegt und umgekehrt das Alter des Anbaus wieder durch dasjenige des Biers bestätigt. Nur insofern hat Hehn recht, als man das Bier und das Biertrinken nicht auf die Germanen beschränken darf, sondern es sich auch sonst bei nicht weintrinkenden Völkern verbreitet denken muß,**) und sicherlich ferner damit, daß „das rohe fermentum, das in den subterranei specus der Deutschen des Tacitus getrunken wurde, dem heutigen phantasievollen Urenkel sehr ungenießbar vorkommen" würde. Der Hopfen war wohl erst eine klösterliche Zutat. Der Roggen trat auch beim germanischen Bier ebenso wie der Weizen (von dem allerdings Tacitus spricht) vor dem

*) Hehn a. a. O. S. 150; dazu S. 158 ff. (Gegenansicht des Herausgebers O. Schrader).

**) Vgl. oben S. 65, ferner Hehn a. a. O. S. 143 ff. Schrader, Reallexik. S. 88 ff. Über das Bier vgl. noch Heyne a. a. O. II, S 338 ff.

Digitized by Google

Hafer und namentlich der Gerste völlig zurück. Bereitet wurde das Bier wie manchmal noch heute wohl meist durch die Frauen, aber bei größeren Quantitäten vielleicht auch früh durch Männer. Jedenfalls hat es vielfach den ganzen oder den wesentlichen Ertrag des Körnerbaus verschlungen, wie es andererseits wieder zu dessen Ausdehnung beigetragen haben mag. Der Konsum ist frühzeitig sehr groß gewesen, zumal das Bier auch als Opfertrank, wenigstens nach der Schilderung eines späteren heidnischen Wodansfestes und nach nordischen Quellen, diente. — Neben den Körnerfrüchten ist auch der Anbau gewisser Hülsenfrüchte, der Erbse wie der Bohne, für die germanische Zeit anzunehmen, weiter und zwar in nicht geringem Umfange der der Rübe, die in Deutschland bei dessen kaltem und feuchtem Klima besonders groß wurde. Tiberius schätzte germanische Mohrrüben sehr und ließ sie sich alle Jahre kommen. Der feinere Rettich ist wohl erst später nach Deutschland gelangt. Ferner wird bei Plinius noch eine als wilder Spargel bezeichnete Frucht als germanisch erwähnt. Alt ist endlich, um dies schon hier zu erwähnen, die Kultur des Hanfes und Flachses und gewisser Farbpflanzen: sie dienten dem Bedarf an Bekleidung und mancherlei wirtschaftlichen Zwecken.

Nicht durch Kultur, sondern aus der Hand der Natur gewann man eine Reihe weiterer Nahrungsmittel, so die Beeren des Waldes, weiter den Apfel, die älteste und wichtigste germanische Obstart. Wenn Tacitus Fruchtbäume und Cäsar Obstgärten in Germanien vermißt, so ist damit der wild wachsende Apfelbaum (Holzapfel) nicht ausgeschlossen. Diesen Apfel nutzte man auch nicht zum Essen, ebensowenig die Schlehe, trotzdem Tacitus von agrestia poma als Nahrung spricht. Man hat vielmehr sicherlich neben Met und Bier auch ein aus Äpfeln oder Schlehen bereitetes gegorenes Getränk*) gehabt, im Norden Deutschlands allerdings in sehr geringem Maße; beliebt war es vielmehr im Süden, namentlich auch später in bajuvarischen Landen. Dieser Holzapfeltrank, der im Mittelalter ein Bauerntrank ist, wird allerdings kein besonderer Genuß gewesen sein. — Den Wein als Getränk haben die Germanen vom Süden erhalten: das Gewächs selbst kam als wilde Weinrebe wahrscheinlich im Westen und Süden Deutschlands seit alters vor. Das

*) Heyne a. a. O. II, S. 351 ff.

Digitized by Google

von römischen und gallischen Händlern früh importierte berauschende Getränk verbreitete sich freilich rasch als begehrtes Genußmittel durch Germanien; bei Tacitus sind die Stämme nahe dem Rhein schon lebhafte Abnehmer, und bald drang der Wein bis nach Skandinavien. Das römisch gewordene Gebiet Germaniens hat auch ebenso wie Gallien sehr bald den Weinbau gepflegt. Früh haben allerdings auch einzelne Stämme den Weinimport zu hindern gesucht, wie nach Cäsars Bericht die Nervier und die Sueven.*) Denn nach Posidonius handelten die römischen Händler von den „Galatern" (Germanen) für einen Krug Wein Menschen ein. Doch muß auch die berauschende Wirkung, die sich für ein des Weines ungewohntes Volk viel stärker geltend machte, als Motiv des Verbots mit angenommen werden. Eine viel spätere Zeit sah dann das gleiche den Deutschen selbst widerfahren. Die Weineinfuhr war nämlich der Grund zur Vertreibung deutscher Kaufleute aus Bergen: „denn ihr Gewerbe tut uns und unserm Reiche nicht not", meinte der König Sverrir.**) — Eine gewisse Würze der Nahrung darf vorausgesetzt werden, wenn man dafür auch nur Salz und Lauch hatte. Salzquellen waren im innern Deutschland früh von großer Wichtigkeit, man kämpfte sehr häufig um sie, auch später, z. B. Alemannen und Burgunder, und weihte ihnen auch wohl besondere Verehrung.

Für die Ernährung des Germanen kommt endlich auch, wenngleich in zweiter Linie***), die Jagd in Betracht. Daß sein Herdenvieh nur in beschränktem Maße der Schlachtung anheimfiel, sahen wir schon; das Schwein allein genügte auch nicht: so spielte das Wildbret immerhin eine Rolle für den Unterhalt und behielt diese, wie erwähnt, noch lange Zeit.

Jagd, Anbau und Viehzucht sind nun auch für die Bekleidung des Germanen wichtig. Sie bestand aus Pelz, Leinen und Wolle. Man darf sich den Germanen nicht allzu spärlich bekleidet vorstellen, wenn auch die antiken Autoren einen Mangel an Gewandung betonen. Sie haben dabei ihre entwickelten Zustände allzusehr im Auge. Schon das rauhe Klima zwang zu ausgiebigerer Körperhülle. Für die wärmere

*) Vgl. S. 35.

**) Steinhausen, Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit S. 19. (nach Weinhold, Altnordisches Leben).

***) Vgl. S. 52 und 120.

Digitized by Google

Jahreszeit aber wird man allerdings nur eine notdürftige Kleidung annehmen müssen, und in dieser Jahreszeit lernten die Römer ja auch die Germanen vor allem kennen. Wenn man heute noch in einzelnen ländlichen Teilen Deutschlands, namentlich des slawisch gemischten Ostens, Leute daheim nur in Hemd, Hosen und Schuhen herumwirtschaften sieht, kleine Kinder daneben nahezu nackt, so wird man das in gesteigertem Maße für die Urzeit voraussetzen können. Gerade für die Tracht kommen übrigens neben den antiken Autoren — Cäsar namentlich spricht von der notdürftigen Fellkleidung, die einen großen Teil des Körpers nackt lasse, — die bildlichen Denkmäler, ein wenig auch die prähistorischen Funde, die freilich meist die dauerhaftere Kleidungszutaten und Zieraten bewahrt haben, in Betracht. Sind aber auf den Denkmälern Germanen und andere nördliche Völker kaum immer genau auseinandergehalten, so fehlt uns erst recht jeder Anhalt für die Unterschiede zwischen den einzelnen germanischen Gruppen, die zweifellos sehr groß gewesen sind.

Das Bild, das man sich nach archäologischen Quellen machen muß, daß nämlich die Germanen mit nacktem Oberleib und nur mit Hosen (und Mantel) bekleidet einhergingen,*) trifft daher sicher nicht für alle sozialen Gruppen und vielleicht auch nicht für alle Stämme zu. Ist für den gemeinen Mann der Rock erst später aufgekommen, so haben ihn oder auch eine Art Hemd die Vornehmen jedenfalls schon früh getragen. Vorgeschichtliche Funde von Leichen in Baumsärgen aus Jütland und Schleswig zeigen, wohl eben für Vornehme, ein vollendeteres Habit: für die Männer wollenen Mantel, Rock ohne Ärmel, wollene Mütze, wollene Hosen (Abb. 6) sowie Schuhe, für die Frauen wollenes Unterkleid, wollene Jacke ohne Ärmel. In der Tat ist

*) Vgl. dazu Cäsar d. b. G. VI, 21: pellibus aut parvis rhenonum tegimentis utuntur magna corporis parte nuda. Vgl. auch IV, 1. Bloße Hosen und nackten Oberkörper als für den Germanen „speziell charakteristisch" hat namentlich Furtwängler (Intermezzi, Berlin 1896, Nr. 4: Das Monument von Adamklissi und die ältesten Darstellungen der Germanen) erwiesen. Nach desselben Verfassers Besprechung der Markussäulenpublikation von Petersen u. a. (Beilage z. Allg. Ztg. 1896, Nr. 293) ist diese Tracht „auf den frühesten Germanendarstellungen durchaus herrschend" und „weicht nur allmählich der volleren Bekleidung mit dem Rocke". „Auf der Markussäule haben noch zahlreiche sichere Germanen den nackten Oberkörper, darunter auch einmal ein sicherer Vornehmer zu Pferd."

Digitized by Google

denn auch das Hauptstück der Kleidung der ebenfalls von Tacitus gekannte farbige wollene Mantel, d. h. ein großes Wolltuch, das durch Spangen festgehalten wurde, gewesen, und zwar für Männer wie für Frauen (Abb. 7). Die Taciteische Angabe, daß außer diesem Mantel auch jene Fellkleidung getragen wurde, ist durchaus nicht zu beanstanden. Solche Tracht wird bei Naturvölkern häufig beobachtet. Namentlich nach Norden und Osten hin nahm die Verwendung von wirklichem Pelzwerk zu, während dasselbe, zum Teil von dort importiert, sonst mehr zur Verbrämung minderwertiger Felle verwandt wurde. Im Winter hat man Pelzwämser oder solche aus Rindshaut getragen. Das Pelzwams (rheno) wird später als charakteristisch für die Germanen hervorgehoben. Kurze Wämser kommen auch auf der Trajanssäule vor. Nach jütischen und schleswigschen Funden war das eben jener wollene Rock ohne Ärmel. Die von Tacitus hervorgehobene Ähnlichkeit der männlichen und weiblichen Tracht zeigt sich außer im Mantel in diesem Untergewand ohne Ärmel, das aber bei den Frauen lang und häufig doch mit Ärmeln versehen war, sowie in dem Ledergürtel oder Wollenband. Der Rock, auch wohl aus Leinen (nach der Jahreszeit), blieb bei den Männern bald auch nicht mehr auf die Vornehmen beschränkt, wenngleich ein leinenes Hemd allgemein erst in sehr viel späterer Zeit getragen wurde. Besonders erwähnt Tacitus*)

Abb. 6. Hose einer Moorleiche. (Nach Heyne a. a. O. III, S. 259.)

*) German. 17, wo er überhaupt die Tracht näher schildert.

Digitized by Google

Abb. 7. Germane im Mantel. (Nach einem röm. Triumphalrelief i. Vatikan. Mus.) (Photogr.)

Digitized by Google

aber — und antike Kameen bestätigen das — eine stärkere Verwendung von Leinwand für das weibliche Geschlecht, das sich in lange leinene Gewänder kleide und diese auch schon mittels Farbpflanzen durch Rot abwechslungsreicher gestalte. Neben einem rotfärbenden Kraut hat man wohl auch andere Farbpflanzen gekannt. Denn abgesehen von der Rotverzierung der

Abb. 8. Germanische Frauen mit Kind. (Nach Petersen usw., Die Markussäule.)

leinenen Gewänder wurden früh auch die wollenen Stoffe bunt gefärbt, sicherlich ohne römischen Einfluß. Die Nordseeleute vertrieben seit alters bunte Wollmäntel. Der Gebrauch der Leinwand, also auch die Flachskultur, muß bei den Germanen sehr alt sein; schon die „Priesterinnen" der Kimbern tragen bei Strabo Linnengewänder, und wie Tacitus kennt Plinius Leinen als Lieblingsstoff

Digitized by Google

der Frauen, sicherlich nicht nur der vornehmen.*) Später werden Leinenrock oder Leinenhosen auch für die Männer wiederholt hervorgehoben, so für die Goten, Franken und Langobarden. Rote Färbung oder der obligate rote Rand waren auch hier beliebt. Leinen muß bald zur Volkstracht geworden sein, und das nordische Hemd wie überhaupt die Leinenkleider eroberten schließlich auch die klassischen Völker, namentlich allerdings wohl von Gallien her. Es hängt diese Leinwandkultur auch mit dem Reinlichkeitsgefühl des Nordländers zusammen, wie die wollene Kleidung des Südländers mit den wechselnden Temperaturen des Südens. Der Leinwandschatz ist jedenfalls sehr früh ein Charakteristikum des deutschen Hauses geworden. Von der uralten Spinn- und Webetätigkeit der germanischen Frauen werden wir noch hören. — Die Frauentracht**) (Abb. 8), trotz größerer Fülle ebenfalls einfach, bestand also aus einem hochgegürteten, hemdartigen Unterkleid, meist mit langen Ärmeln, und einem weiten, mantelartigen Überwurf. Die vornehmeren Frauen trugen außer dem Überwurf, der auch über den Kopf gezogen werden konnte, ein ärmelloses Überkleid, das der Gurt dann mit umfaßte. Der obere Teil der Brust blieb frei, und das Herunterfallen des Gewandes verhinderten Spangen an der Schulter.

Einige Worte erfordern noch als männliches Bekleidungsstück die Hosen. Sie waren zwar ein charakteristisches Stück der Germanenkleidung und sind durch die Darstellungen auf der Trajans- und Markussäule, auf Kameen und Diptychen, auch durch Denksteine in den römischen Rheinlanden wohl bezeugt: sie sind aber noch in viel späterer Zeit — die Ärmeren ließen die Beine unbedeckt — nicht allgemein getragen worden. Es handelt sich bei ihnen zum Teil um das noch heute im Gebirge konservierte kurze Beinkleid aus Leder, die „Bruch", die aus dem bloßen Lendenschurz entstanden sein kann. Früher bezeugt sind aber die ebenfalls noch heute getragenen weiten, langen Leinenhosen, neben denen jene wollene Hosen vorkommen. Wer jene kurzen Hosen trug, hat wohl hie und da auch schon die beiden Wadenstrümpfe aus Wolle, Beinlinge, getragen. Dies sind die eigentlich „Hosen" („die Hosen"!) genannten

*) Strabo VII, 2, 3. Plinius, hist. nat. XIX, 8.

**) Über die Frauentracht vgl. Weinhold a. a. O. II², S. 208 ff. und, wie überhaupt über die Tracht, Heyne a. a. O. Bd. III.

Digitized by Google

Stücke. Unbedecktheit der Knie wird auch später für mehrere Stämme erwähnt. Fußbekleidung war in der Regel wohl vorhanden (Abb. 9): es gab primitive Schuhe aus einem Stück Leder, mit Lederriemen gehalten. Die Funde zeigen auch Ledersandalen. Mützen wie jene jütischen wurden wohl nur von den principes getragen. Die erste volksmäßige Kopfbedeckung werden primitive Strohhüte gewesen sein, die als allgemeine Kopfbedeckung einer großen sächsischen Schar zwar erst im 10. Jahrhundert erwähnt sind, aber doch wegen der Allgemeinheit ihrer damaligen Verwendung ein hohes Alter haben werden.

Die Haartracht war nicht gleichartig. Die Sueven sollen das Haar auf dem Scheitel durch einen Knoten zusammengefaßt haben. Das Haar wallte sonst frei herab, bei einigen Stämmen aber nur bis zum Nacken, wie die Bildwerke zeigen. Frauen scheinen es nach diesen ebenfalls frei herabwallend, in der Mitte gescheitelt, getragen zu haben, gelegentlich auch wohl mit einem Reifen um die Stirn. Doch scheinen die Funde lange Haarnadeln zu bezeugen, was für ein Flechten und Aufstecken des Haares sprechen würde. Daß die Germanen ihr Haar pflegten, zeigen die ziemlich regelmäßig gefundenen Kämme, die bald kostbarer geworden sind, zeigt ferner auch die (S. 62) erwähnte gallisch-germanische Sitte des Haarfärbens mit einer Art Pomade. Überhaupt haben die Germanen die Körperpflege nicht vernachlässigt. Wie eifrig sie badeten, berichtet schon Cäsar; eine wahre Badelust scheint bestanden zu haben. Auch Waschen mit warmem Wasser war beliebt, aber die Badestuben für warme Bäder (stuba haben zwar Martin und Heyne als deutsches Wort hingestellt, aber diese Annahme hat Widerspruch gefunden)*) kamen ihnen erst von den Römern, deren Einrichtungen sie natürlich

Abb. 9. Schuh von der Damendorfer Moorleiche.
(Nach Heyne a. a. O. III, S. 265.)

*) Über die Deutschheit von „stuba" und auch den deutschen Ursprung der Erfindung einer primitiven Dampferzeugung vgl. Heyne a. a. O. Bd. I, S. 45, dagegen Schrader Reallexikon S. 593 f.

Digitized by Google

primitiver gestalten mußten. Ebenso breiteten sich wohl erst später vom slawischen Osten her die Dampfbäder aus.

Selbstverständlich und überall, sogar bei den niedrigsten Völkern üblich ist der Schmuck des Körpers wie der Kleidung, er zeigt aber bei den Germanen dank den langen vorgeschichtlichen fremden Einflüssen bereits eine ziemlich fortgeschrittene Art, freilich noch keine große Fülle. Was sie trugen, war indes, wie erwähnt, oft importiert oder gierig geraubt.

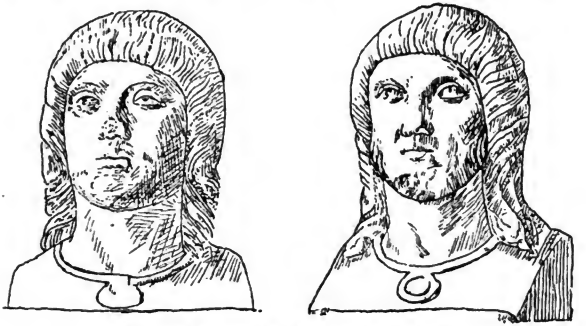


Abb. 10. Germane und Germanin mit Halsring.
(Nach Hettner, Steindenkmäler d. Prov.-Mus. zu Trier, S. 269.)

Die Spangen zunächst, die den Mantel und bei den Frauen auch das lange Untergewand hielten, blieben bald nicht mehr die primitiven frühester Zeit, der Handel bringt dauerhaftere und schönere unter die Leute. Diese Gewandfibeln, namentlich als Frauenschmuck, schreiten von ursprünglicher Art zu immer größerer Feinheit vor, zeigen eine gewisse Vollendung und Kostbarkeit freilich erst in späterer Zeit. Der Ledergürtel sodann trug Schnallen- und Beschlagzier: er wurde im Laufe der Zeit immer reicher gestaltet. Unmittelbarer Körperschmuck waren die anfangs schweren Halsringe (Abb. 10) und die Ringe um Ober- und Unterarm, von Männern wie Frauen in verschiedenen Formen getragen, meist leichte zusammengewundene Reifen oder einfache ornamentierte Bänder aus Gold, Silber oder Bronze. Statt der Halsringe trugen die Frauen Ketten aus Metallringen oder Schnüre aus Bernstein oder importierten bunten Glasperlen, auch wohl aus Kristallen, Muscheln usw.

Digitized by Google

Fingerringe kommen in ähnlichen Formen wie die Armringe vor, nur entsprechend gemindert, werden aber häufiger gefunden. Dazu kommen dann noch Ohrringe aus edlen Metallen oder Bronze und sonstige Zieraten, die etwa am Halsband oder am Gürtel hingen. Auch fremde Münzen wurden so verwandt.

Weniger auf fremdem Import als der Schmuck beruhten die Waffen, waren aber zum Teil auch eingeführt. Sie gehörten ständig zum Äußeren des Mannes und waren ihm unentbehrlich. Eine systematische Aufzählung derselben würde den falschen Eindruck erwecken, daß die Germanen einheitlich bewaffnet gewesen seien. Nicht einmal das Material zu den Waffen stand auf gleicher Stufe. Alte Holz- und Steinwaffen und solche aus Knochen und Horn überwogen noch hie und da. Je näher den südlichen und westlichen Grenzen, um so verbreiteter waren Eisenwaffen oder Eisenteile an denselben, namentlich infolge des Kultureinflusses der Kelten. Aus Knochen und Stein waren noch lange die Spitzen der Pfeile und der Speere; Steinwaffe war auch ursprünglich die Axt. Uralte Waffen sind zunächst die Keule (Abb. 11) und der kurze Speer, jene nach Tacitus noch bei den Ästiern besonders beliebt, beide ursprünglich als Naturwaffen vom Walde geboten. Härtung im Feuer machte sie widerstandsfähiger. Es finden sich aber auch der Eisenbeschlag der Keule und die kurze scharfe Eisenspitze des Speers. Der handliche Speer (framea) diente, wie Tacitus berichtet, sowohl als Stoßspieß für den Nahkampf wie als Wurfspieß. Neben den kurzen Speeren gab es, jedoch seltener, sehr lange Lanzen: die vorderste Linie war damit bewaffnet. Auch die Keule wurde unter Umständen als Wurfwaffe, namentlich im Osten, gebraucht. Nicht minder war die Axt (wie die Speerspitze auch zweischneidig) bald Streitaxt, bald Wurfaxt, letzteres namentlich später bei den Franken (Francisca). Älter noch als die Axt waren Streitkeile und Streitmeißel in Schäften. Schleuder, Bogen und Pfeile waren ebenfalls altheimische Waffen. Die Pfeilspitzen waren, wie gesagt, erst später aus Bronze und Eisen (Abb. 12). Als neuere Eisenwaffe diente das nach Tacitus noch seltene Schwert, und zwar ist das Lang- und das Kurzschwert zu unterscheiden. Letzteres war als

Abb. 11. Holzkeule. (N. Lindenschmit, Deutsche Altertumskunde I, S. 185.)

Digitized by Google

Messer, aus Stein gefertigt, schon eine Lieblingswaffe der nördlichen Meeresstämme gewesen, blieb eine solche auch, als das Material Bronze und Eisen wurde. Die Länge dieses Kurzschwertes (Sax) war verschieden, vom Dolch bis zum nordgermanischen Hiebschwert, das Tacitus erwähnt. Weit weniger verbreitet war das aus römischen und namentlich keltischen Landen importierte oder bei kriegerischen Erfolgen den Feinden abgenommene Langschwert, das eigentliche Schlachtschwert, das zu Anfang nur Besitzstück der Vornehmen war, später aber gerade von den Deutschen bedeutend vergrößert und für sie charakteristisch wurde. Schwerter sind indessen immerhin früh in Gebrauch gewesen, schon bei den Kimbern. Das Schwert genoß dann später ganz besondere Geltung, wie denn die Verwandten von männlicher Seite Schwertmagen hießen. Daß Schwertbewaffnung als etwas Auszeichnendes galt, zeigt die Benennung von Stämmen darnach (Sachsen, Suardonen, Cherusker [heru, Langschwert]). Zum Schutz führte der Germane nur den Schild, den ein tapferer Mann nie verlieren durfte. Der Schild ward beinahe zu des Mannes Symbol. Er war aus zähem Holz, sehr groß und viereckig oder auch, so bei den östlichen Völkern, rund, mit Leder (Fellen) überzogen, im letzteren Fall auch wohl schon mit Metallbuckel oder Metallbeschlag versehen. Er war bemalt, zum Schmuck wie um die Stammesverschiedenheit zu bezeichnen. Helme und Panzer, wie sie schon die Kelten kannten, mögen als erbeutete oder erhandelte Stücke von einzelnen principes getragen worden sein. Im allgemeinen werden die Germanen überhaupt und seit der stärkeren Berührung mit den Römern in immer steigendem Maße römische Waffen zu erlangen gesucht haben, schon wegen ihrer besseren Qualität.

Abb. 12. Pfeilspitze. (Gefunden in der Mark Brandenburg.) Photographie.

Wie in der Ausrüstung unterschieden sich die Germanen von den kultivierten Römern, deren militärische Durchbildung, alterprobte Kriegskunst und entwickeltes Verpflegungs- und Ausrüstungswesen sie weit überlegen machte, naturgemäß auch in der Kampfesweise sehr, auf die hier nur kurz eingegangen sei. Der

Digitized by Google

schon betonte Mangel an Disziplin machte sich hier neben dem Fehlen der Einheitlichkeit stark geltend, andererseits aber auch der persönliche Wagemut, die Draufgängerei. Letztere hat über alle Kunst schließlich doch entschieden. Im Angriff lag demgemäß die Hauptstärke der Germanen, und dem entsprach ihre Formation, der geschlossene Keil. Mußten die Germanen zurück, oder stieß ihre Masse auf ein zweites Treffen, so versiel der Keil freilich leicht der Auflösung. Dann konnte man sich nur durch geschicktes Zusammenhalten der Schilde schützen, oder es focht der einzelne ungestüm für sich. Auch die Verfolgung war wieder wesentlich dem einzelnen überlassen. Wie alle Barbaren liebten die Germanen aber auch eine Irreführung des Feindes in Hinterhalte oder ungünstiges Terrain und zeigten so doch berechnende Überlegung. Im allgemeinen kämpfte, wie es bei einem Waldvolke natürlich ist, der Germane zu Fuß unter berittenen Führern: es gab aber Stämme, die sich als Reiter auszeichneten, wie die Tenkterer. Das äußerlich unansehnliche Pferd hat in weiten Teilen Germaniens eine wichtige Rolle gespielt,*) und die früh vorhandene Reitkunst auf sehr primitiv gezäumten Pferden ohne die später erst übernommenen Sättel und Bügel machte die Germanen auch als kavalleristische Gegner sehr gefährlich. Cäsar verwandte germanische Reiterei mit großem Erfolg. Sie kämpfte meist geschlossen; es gab ferner auch aus Reitern und behendem Fußvolk gemischte Trupps, die besonders angesehen waren. Für die Sicherung und Aufklärung scheint die Reiterei schon recht gute Dienste getan zu haben. Im Gefecht sprang man oft von den Pferden herab und focht zu Fuß. In den Kampf gingen die Germanen wie andere barbarische Völker mit einem rauhen Kriegsgesang, dessen Schall durch Vorhalten der Schilde noch verstärkt wurde. Alt waren die im Kampf Zusammenhalt gebenden Kriegszeichen, meist rohe Stangen mit Tierbildern und Tierköpfen (Bär, Eber, Bock) (effigies), alt auch schon die Fahnen aus Tuch (signa). Daß man sich durch Weissagung und Orakel der Opportunität des Kampfes versicherte, ist für solche Stufen selbstverständlich. Die Heeresorganisation war eine natürliche, das ganze Volk umfassende. Waffenpflichtig war jeder Waffenfähige und Waffenberechtigte. Die Sippen fochten, wie wir sahen, innerhalb des Haufens zu-

*) Vgl. S. 46.

Digitized by Google

sammen, was Tacitus als ein die Tapferkeit erhöhendes Moment auffaßt. Das souveräne Volk, das über Krieg oder Frieden, über die Zahl der ins Feld Ziehenden bestimmte, wählte auch den Feldherrn (Herzog). In solcher Wahl gab sich aber schon die Erkenntnis der Notwendigkeit einer größeren Einheitlichkeit kund, und gewiß hat dieser Führer trotz aller Disziplinlosigkeit eine feste militärische Gewalt gehabt, war auch wirklich Leiter des Gefechts, soweit das germanische Kampfesart zuließ. Aus ähnlicher Erkenntnis war man auch zu jenen Formationen gekommen, die nicht auf der natürlichen Volksgliederung beruhten, zu den Hundertschaften (vgl. S. 104), und zum Teil auch zu Tausendschaften. — So sehr Waffenübungen, wie wir sahen, bei den Germanen gepflegt wurden, so sehr sie Körperübungen schätzten: eine eigentliche militärische Ausbildung hatten sie nicht. Die langen Leute wurden daher auch leicht schlapp, was den militärischen Römern sehr auffiel.

Auch ohne die erhaltenen Spuren müßten wir bei den Germanen gewisse Sicherungen gegen feindliche Einfälle voraussetzen. Man sicherte dabei nicht seine Wohnstätte oder das Dorf selbst, sondern ganze Landstriche, einerseits durch die erwähnten Ödstrecken*), andererseits durch lange, dichte primitive Dornheckenbefestigungen, Palisadenstrecken oder Verhaue mit Gräben, auf die man jetzt sogar den römischen Limes zum Teil zurückführt.**) Befestigungen, die eine längere Belagerung aushalten konnten, kannte der Germane nicht, wohl aber gab es überall primitive Burgwallanlagen***), die als vorübergehende Zufluchtsstätten für die Familien und die geringe Habe dienten. Auch hier mag der Erdwall früh durch Holzwerk (Palisaden) verstärkt worden sein. Noch im 10. Jahrhundert flüchteten sich, wie Ekkehard IV. berichtet, die St. Gallischen Mönche vor den heranziehenden Ungarn aus dem Kloster auf einen Berg, warfen dort einen Wall auf, verstärkten ihn durch abgehauene Bäume und gewannen so eine Zufluchtsstätte. —

*) Die Tacitus nicht mehr kennt. Vgl. Seeck a. a. O. S. 490. Die absichtlich verwüsteten Ödstrecken werden von Cäsar De bell. Gall. VI, 23 ausdrücklich auch als Sicherungsmaßnahmen hingestellt.

**) Vgl. C. Schuchhardt, Römisch-germanische Forschung in Nordwestdeutschland (Sonderabdr. a. d. Neuen Jahrbüchern f. d. klassische Altertum usw. 1900) S. 13 ff.

***) Über altgermanische Schutzbauten vgl. noch Heyne a. a. O. I, S. 63 ff.

Digitized by Google

Doch wir kehren zu dem äußeren Leben des Germanen zurück und betrachten nach Bekleidung und Bewaffnung seine Siedelung und Wohnung. Für die Siedelungsweise ist zunächst von Wichtigkeit, daß die Germanen zu jener Zeit sich noch im Übergang zu völlig festen Wohnsitzen*) befanden, wobei indes wieder landschaftliche Unterschiede zu machen sein werden. Die Siedelungsgemeinschaft war, wie erwähnt, die Sippe. Sie siedelte sich gemeinsam an, zunächst, weil ihr Land jährlich wechselte, in leichten, primitiven Wohnstätten, allmählich zu längerer Dauer im Zusammenhang mit stärkerer Seßhaftigkeit. Um ihre Wohnstätten lag das Acker- und Weideland, das stückweise in Angriff genommen und zum Teil erst gerodet wurde, anfangs gemeinsam, später von den einzelnen je nach ihrem Anteil roh bewirtschaftet. Genügte das Stück nicht mehr, nahm man ein neues hinzu, das wieder aufgeteilt wurde. Aus solcher Wirtschaft ergäbe sich auch die oben erwähnte**), dort anders, nach den Motiven der Verteilung erklärte zerstreute Lage der einzelnen Anteile, die als kleine Streifen zu verschiedenen „Gewannen" gehörten (Gemenglage). Außerhalb der Flur lag dann das nach der späteren Ausbildung des Sondereigens noch im Gesamtbesitz gebliebene Land, die Allmende, also die gemeinsame Weide- und Nutzungsfläche, der Rest des ursprünglich gemeinsamen Ganzen. Außerhalb des ganzen Bezirks lagen endlich unangebaute Flächen, die gemeinen Marken der Gesamtheit. Die Sippensiedelung selbst, das Sippen- oder Haufendorf, war nun, der ganzen Art des Germanen entsprechend, keineswegs eine feste, geschlossene Masse. Unregelmäßig und ohne Plan errichtete man die Hausstätten. Vicos locant non in nostrum morem connexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio circumdat, heißt es bei Tacitus.***) Also weder gemeinsame Fronten noch Zusammenhang. Des Zwanges, geschlossen in befestigtem Kreise zu wohnen, enthob die Germanen wieder der Wald. An wichtig gelegenen Punkten, Flußübergängen usw., namentlich im Westen, mögen sich aber früh dichtere Ansiedelungen entwickelt haben, in deren Nähe sich dann später auch die römischen Lager und Städte erhoben. Der Individualismus der zerstreuten Wohnart, der in der nachmaligen Abneigung gegen die städtische Wohn-

*) Vgl. S. 48 f.
**) Vgl. S. 51.
***) Germania 16.

Digitized by Google

weise sich noch erkennen läßt, zeigt sich nun noch viel stärker in einer anderen Siedelungsart, die sicherlich auch in sehr frühe Zeiten zurückgeht, aber keineswegs die allgemeine Bedeutung gehabt hat, die man ihr seit Justus Möser für den Westen zuschrieb, in den Einzelhöfen. Sie scheinen sehr für die oben*) berührte Lockerheit des Sippenverbandes zu sprechen: eben der Einzelsiedler könnte ihn überhaupt verlassen haben. Man wird aber besser mit E. H. Meyer**) und früheren Forschern eine starke Bedingtheit durch die Bodenverhältnisse annehmen dürfen, namentlich für die Mittelgebirge und die Alpen. Solche Siedelungsform „war auch in der Ebene oft durch die oasenhafte Enge der fruchtbaren Erde inmitten der Heiden und Brüche, wie namentlich in Westfalen, geboten." Meitzens***) Ansicht, die Form sei keltisch, ist daher nicht haltbar. Der Einzelhof kommt auch in den als urgermanisch angenommenen Sitzen vor, und umgekehrt ist das Haufendorf ebenfalls nicht an eine bestimmte Grenze gebunden. Einzelhof und Dorf bilden keinen schroffen Gegensatz: sie kamen in derselben Gegend nebeneinander vor.

Was die Wohnstätte†) selbst anlangt, so war zwar der Germane ein Wald- oder Küstenmensch und an die freie Natur gewöhnt, aber schon das Klima gab der häuslichen Unterkunft eine viel höhere Bedeutung, als sie der Südländer kannte und kennt. Gleichwohl ist man heute leicht geneigt, dem Germanen eine allzu vorgeschrittene Behausung beizulegen. Es geht nicht an, das spätere Bauernhaus oder eine seiner Formen, von denen die verschiedenen Forscher dann die der eigenen Heimat, wenn möglich, gern als die älteste ansehen, in die Urzeit zurückzuverlegen. Auch die Stellen der späteren Volksrechte sind für diese Zeit nicht ohne weiteres zu verwerten. Man

*) Vgl. S. 99 f.

**) Deutsche Volkskunde S. 31 f. Die Worte bei Tacitus, Germ. 16: colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit, sind nicht auf Einzelhöfe zu beziehen. Mit Recht bemerkt Schrader a. a. O. S. 142: „Die Worte werden vielmehr der zerstreuten Lage der ganzen viel innerhalb des Landes gelten."

***) Vgl. das zitierte Werk: Siedelung und Agrarwesen usw.

†) Über das germanische Haus vgl. noch Heyne a. a. O. Bd. I., von älteren Werken: K. Weinhold a. a. O. II², S. 75 ff. — A. Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin 1882. — R. Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Straßburg 1882. — A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen Bd. III.

Digitized by Google

darf sich aber auch nicht durch antike Quellen verleiten lassen, eine allzu primitive Wohnstätte anzunehmen. Man muß vielmehr wieder die großen Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen und weiter auch die verschiedene wirtschaftliche Lage der einzelnen Bewohner betonen. Jene äußerst primitiven, geflochtenen oder aus Ästen und Reisern hergestellten runden Hütten, wie sie die Markussäule wiedergibt, wie sie Strabo für die Sueven, Seneca für die südöstlichen Germanen schildert, Hütten, die Ammianus Marcellinus saepimenta fragilium penatium nennt, und die noch viel später durch Helmolds Chronik für die Slawen belegt sind, diese eigentlich nur für den Tag gebauten, zum sofortigen Verlassen geeigneten Zelthütten sind einerseits nur rasche Unterkunftsbauten auf Jagdzügen, andererseits vor allem für den Krieg und die Wanderungen charakteristisch gewesen. Daher führten auch die Germanen solches Hüttenmaterial nebst dem Hausrat auf Wagen mit sich (Strabo und Plinius sprechen von den auf die Wagen gesetzten Häusern), ohne daß man, wie erwähnt*), daraus auf Nomadentum zu schließen hat. Solche Hütten mögen sogar überhaupt für die unseßhafte älteste Zeit angenommen werden und werden später auch oft als Vorrats- und Wirtschaftshäuser gedient haben; vielleicht mögen sich auch namentlich bei zurückgebliebenen Stämmen die Wohnungen kleiner Leute in solcher Art erhalten haben: sie sind aber nicht typisch für die Mehrzahl der freien Germanen nach Cäsars Zeit. Deren Haus ist von einer nomadenhaften Beweglichkeit schon entfernt gewesen, und sehr bald nach dem von Cäsar geschilderten Zustande des Wechsels der Siedelungen**) muß eine größere Seßhaftigkeit angenommen werden. Das Haus und die Hofstatt, die dasselbe schon nach Tacitus umgibt, wurden allmählich als fester und vertrauter empfunden. Sie erhielten einen persönlichen Charakter, und die germanische Neigung, sich von anderen abzusondern, zeigt der runde Zaun, der schon in früher Zeit den Hof umgeben haben wird. Für eine frühzeitige Entwicklung über die rohen Hütten hinaus sprechen auch andere Umstände. Der Wald bot, was später Herodian hervorhebt, doch ein zu bequemes und unerschöpfliches Baumaterial, als daß die Germanen, wenigstens die principes, nicht früh zu geräumigeren und etwas solideren Holzhäusern, die aus einzelnen Baumstämmen aufgerichtet sein mochten,

*) Vgl. S. 47 f.
**) Vgl. S. 48 f.

Digitized by Google

gekommen sein sollten. Bei dem Holzreichtum schon der ältesten germanischen Sitze war andererseits zu einer von Tacitus vermißten festeren Bauart, zur Herstellung von Ziegeln und Mörtel keinerlei Nötigung. Die materia informis des Tacitus war

Abb. 13. Germanische Wohnbauten.
(Nach Petersen usw., Die Markussäule.)

eben das von der Natur gebotene Material. Trotz aller Entwicklung der Bauanlage je nach der sich bald ausbildenden Ungleichheit des Besitzes blieb auch der Holzbau noch lange das einzig mögliche Haus. Ein solcher Holzbau aber wird naturgemäß viereckig gewesen sein, womit freilich jene Abbildungen germanischer Wohnungen auf der Markussäule (Abb. 13) sowie

Digitized by Google

die sogenannten Hausurnen (Urnen in Form eines Hauses) (Abb. 14), die beide runde Formen zeigen, nicht übereinstimmen. Aber jene durch ihre mehrfachen Stockwerke, hohen Türen und Kuppeldächer überhaupt verdächtigen Darstellungen der Säulen scheinen mehr auf die erwähnten ärmlichen Hütten, wofür auch das wohl zu erkennende Flechtwerk spricht, zu gehen — hierzu paßt auch die Beschreibung Strabos von den belgischen kuppelförmigen, rohrgedeckten Holz- und Flechtwerkhütten —; und bei den Urnen, die im übrigen ganz richtig ein hochaufgezimmertes Sparrendach verraten, einmal sogar mit Pferdekopf am First, ist die Rundform durch die Natur des Gefäßes gegeben. Neben einem viereckigen Blockhaus, das vorwiegend die südlichere Form war, muß man für den Norden einen ebenfalls viereckigen Fachwerkbau annehmen, bei dem die Zwischenräume zwischen den Bäumen oder später Balken durch Flechtwerk ausgefüllt wurden, wie es das Geäst und Gezweig der Bäume bot. Dieses wurde dann wieder mit dem in Norddeutschland vorhandenen Lehm beworfen. Ein Steinfundament gab es nicht: entweder war der Fußboden der festgestampfte natürliche Lehmboden oder eine Unterlage von Bäumen, woraus schließlich Bretter wurden. Diese Holzunterlage wie das ganze Haus ruhten in Süddeutschland zuweilen auf Pfählen, so daß der Erdboden nicht unmittelbar berührt wurde. Wie noch heute die Bewohner der Halligen mußten wieder die Chauken auf andere Weise ihre Wohnungen künstlich erhöhen, nämlich durch Aufwerfen von Hügeln. Das hohe, ursprünglich zeltmäßige, erst später im Zusammenhang mit der

Abb. 14. Hausurne, gefunden in Hoym.
(Nach Heyne a. a. O. I, S. 24.)

Digitized by Google

Entwicklung des Giebels doppelseitig geformte Dach, aus Stroh oder Rohr ruhte in der Mitte auf einem besonders langen Baum (der späteren Säule). Die möglichst dichten Wände waren nur durch ziemlich hoch unter dem Dach gelegene kleine Öffnungen unterbrochen, deren Verschluß nur sehr primitiv sein konnte, und die nur wenig Licht und Luft hereinließen. Augentür (Augadauro) ist die gotische Bezeichnung dafür. Größere Fenster an den Seiten kannte man noch nicht.

Eines äußeren Schmuckes entbehrte das germanische Haus keineswegs. Tacitus läßt das Fachwerk mit glänzender Erdfarbe bemalt sein, und gewiß wird dieser Farbenschmuck zwischen den Balken auch die germanische Ornamentik gezeigt haben. Die Freude an glänzenden Farben, namentlich an Rot, Gelb und Blau, bewahrte noch die spätere Zeit. Ebenso aber verstand man sich auf das Schnitzornament, und die Türpfosten, etwaige Seitenbretter des Daches, die Balken der Wände und im Innern die große Mittelsäule mögen vor allem damit bedeckt gewesen sein. Große Unterschiede mochten sich wieder je nach dem Vermögen des Besitzers auch darin zeigen, aber auch das einfachste Haus entbehrte solches Zierates nicht. Eine andere Zier scheint, wie eine schon erwähnte, aus augusteischer Zeit stammende Hausurne beweist, früh den Giebel geschmückt zu haben. Die heute namentlich in Niedersachsen, doch auch in Bayern und Österreich vorkommenden Pferdeköpfe, in welche die sich kreuzenden Giebelbretter an der Spitze auslaufen, die Ochsenhörner, welche diese Spitzen anderswo nachahmen, die Schwanenhälse, welche im sogenannten „alten Land", aber auch sonst, den Giebel krönen, reichen in ihren Wurzeln wohl bis in die Urzeit zurück. Ob sie sich, wie behauptet wird, aus am Giebel als Schutzmittel aufgehängten Tierköpfen (für Pferdeschädel wird der Brauch noch heute bestätigt) entwickelt haben, bleibe dahingestellt. Eine besondere Erwähnung erfordern noch die nach heutigen vermutlichen Resten trichterförmigen Gruben unter der Erde (Mardellen). Die antiken Autoren, die sich darüber wunderten, haben sie unmißverständlich hervorgehoben. Man benutzte sie nicht nur als Vorratskeller, sondern in einer oberen Abteilung auch als warmen Aufenthaltsort im Winter, indem man sie oben durch aufgeworfenen Dünger schützte, endlich auch als Weberaum für die Frauen. Dunk heißen noch heute die Webekeller in Ulm. Diese Gruben, um nicht zu sagen Höhlen, sprechen ohne Zweifel auch für die Unvollkommenheit der

Digitized by Google

eigentlichen Wohnstätten, die im Winter zu kalt und als Vorrats- und Arbeitsstätten nicht geräumig genug waren. Diese unterirdischen Räume kamen übrigens auch bei den Skythen, den Kelten und Slawen vor. Ein besonderer Raum soll nach neuerer Meinung später bei den Häusern der Reicheren noch für eine Art Dampfbad, das man durch Aufgießen von Wasser auf glühend gemachte Steine herstellte, vorhanden gewesen sein.*)

Auf alle Fälle war das altgermanische Holz- oder Fachwerkhaus ein leichter Bau — man konnte es, wie noch eine Stelle des bayerschen Volksgesetzes zeigt, „auseinanderwerfen" — und nach gewiß häufig vorkommenden Bränden rasch wiederherstellbar. Es sind ferner gewiß gerade in den Jahrhunderten, in denen die Germanen ins Licht der Geschichte traten, in der Technik des Holzbaus um so größere Fortschritte gemacht worden, als die Wirtschaftsweise bodenständiger wurde. Von Cäsar, der von den Wohnungen nichts sagt, bis zu Tacitus hat sich doch manches entwickelt. Zieht man andererseits die außerordentlich geringe Entwicklung des Bauernhauses in der historisch bekannteren Zeit in Betracht, so wird wenigstens der Versuch, von dem besseren germanischen Hause durch Hinweis auf eine der späteren Bauernhausformen eine konkretere Anschauung zu gewinnen, unbeschadet des oben (S. 137) gemachten Vorbehalts nicht abzuweisen sein. E. H. Meyer**) hat auf das altniedersächsische Haus hingewiesen, schon aus dem Grunde, weil es sich dabei um altgermanische Sitze handelt und gerade diesen Sitzen die Bewohner am treuesten geblieben sind, wie sie sich dort auch am wenigsten von Fremden haben beeinflussen lassen. Bei diesem Hause treten nun folgende mit den ältesten Nachrichten über die Wohnstätten übereinstimmende Züge hervor: „ein längliches Viereck, dessen Hauptraum eine große Tenne (Pytheas weiß von Nordseeleuten, die ihr Getreide in großen Häusern dreschen) unter einem hohen, mit Pferdeköpfen gezierten Sparrendach ist, und dessen Wände aus Lehm oder Reisig hergestellt sind, die aber in ihrer Füllung und auf ihren Ständern mit weißer Farbe und bunten Figuren bemalt sind." Freilich vermißt Meyer bei diesem Hause jene durch Tacitus, Seneca und Plinius bestätigten unterirdischen Wohn- und Arbeitsräume, die sich andererseits

*) Siehe indessen oben S. 130.
**) Deutsche Volkskunde S. 53 ff.

Digitized by Google

bei Franken und Friesen nachweisen lassen. Zu betonen sind aber bei dem niedersächsischen Hause als weitere Merkmale hohen Alters die „urwüchsige Einräumigkeit und die ebenfalls anderswo nirgend so zähe behauptete Freistellung des offenen Herdes." Die Einräumigkeit ist zweifellos für das germanische Haus der Urzeit besonders bezeichnend: man war noch gar nicht imstande, mehrere Räume abzuteilen, und baute auch später lieber für die verschiedenen Bestimmungen verschiedene Bauten. Die Einräumigkeit ist lange für das deutsche Haus charakteristisch geblieben. Sie hat sich sogar im Nordwesten zum Teil noch bis in die Neuzeit erhalten. Einräume für Vieh und Menschen zugleich sollen in einigen Häusern in Teilen von Drenthe noch 1792 existiert haben,*) ebenso ferner der „freistehende Herd". Um den letzteren hat sich früh das ganze häusliche Leben gruppiert: mit Recht schreibt ihm E. H. Meyer eine große „sittengeschichtliche Bedeutung" zu. Für die gleichmäßige Verbreitung der Wärme von der Mitte aus, wo der freie Herd steht, ist auch die quadratische Hausform besonders geeignet. Der Ofen diente noch nicht als Wärmespender; seine Urform, ein „großes topfartiges Gefäß, das glühende Kohlen — diese hat man gehabt — enthielt", wurde nur für das Backen, Schmieden, die Töpferei benutzt.**). Gefeuert wurde im Herde namentlich mit Holz oder in waldlosen Gegenden mit Torf, was Plinius schon für die Chauken bestätigt.

Ganz einfacher Natur war der Hausrat des Germanen; noch heute ist der des süddeutschen Bauern oft dürftig genug, ebenso der des skandinavischen. Am Herd gab es bei den principes einen erhöhten Ehrensitz — das bedeutet eigentlich Stuhl —, der auch mehreren Platz bot: sonst saß man auf rohen Bänken. Tische waren in größerer Zahl vorhanden. Die Taciteische Bemerkung, daß jeder seinen eigenen Tisch gehabt habe, deutet wohl nur auf eine Mehrheit von Tischen für die einzelnen Gruppen, hier für den bevorzugten Hausvater, dort für die Unfreien usw. Man hat dies noch lange vorkommende Speisen an verschiedenen Tischen auf das Essen aus einer Schüssel zurückgeführt. Für das Ruhelager wird ein erhöhtes Gestell nicht immer vorhanden gewesen sein. In besseren Häusern war vielleicht schon früh ein wollener

*) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 63.
**) Heyne a. a. O. I, S. 58.

Digitized by Google

oder leinener Wandbehang üblich. Für die Beleuchtung wird man neben der Flamme des Herdes, neben dem Strohbündel, um etwas näher zu besichtigen, und neben dem Kienspan vielleicht auch schon eine Urform der Kerze („geharztes oder gefettetes Werggeflecht auf einem Holzstock")*) und irdene Näpfe mit Fett und primitivem Docht gehabt haben. Als Eß- und Trinkgeräte dienten hölzerne Teller und Näpfe, hölzerne Löffel, am Rande eingefaßte Büffelhörner, weiter aber Tongefäße mannigfaltiger Art, auch wohl tönerne Löffel, endlich jene Schüsseln und Schalen aus Bronze, die ebenso wie sonstiges Bronze- und hie und da vorkommendes Glasgerät, wie ferner einzelne silberne Kleingeräte (Löffel) zum Teil**) auf gallischen oder römischen Import zurückgehen. Jene Holz- und Tonwaren aber und ebenso das Arbeitsgerät, Spindel und Webstuhl, Nadeln und Scheren, die Handmühle, der hölzerne Pflug, der Wagen, bedürfen einer näheren Erörterung und führen uns auf das Arbeitsleben des Germanen.

Die Fertigung solchen Gerätes erforderte Arbeit, es diente aber auch selbst zur Arbeit im Hause und draußen, um Nahrung und Kleidung, Wohnung und Waffen herzustellen. Aber alle diese Arbeit geschah noch in sehr unentwickelten Formen. Wie bei allen Naturvölkern besteht für sie nur ein Motiv, das zwingende Bedürfnis, der Mangel. Eine regelmäßige Arbeit gibt es nicht, so wenig wie eine regelmäßige Mahlzeit. Als Arbeit wird die zunächst aus der Nahrungssuche, aus Unterkunfts- und anderem Bedürfnis hervorgehende Tätigkeit auch nur bis zu einem gewissen Grade empfunden: daher das Spielerische primitiver Arbeit und der durchweg hervortretende Zug zu künstlerischer Ausgestaltung geeigneter Produkte. Ein weiteres Kriterium solcher Arbeit ist die Arbeitsgemeinschaft, zunächst der Sippe, die das geringe Kulturland gemeinsam bestellte und gemeinsam erntete, die aber früh diese Rolle an die engere Familie abtrat. Das Kennzeichen germanischer, auch noch späterer Produktion ist also die aus der Verkehrslosigkeit und wirtschaftlichen Isoliertheit erklärliche Hauswirtschaft. Jeder Haushalt beschafft und produziert alles Nötige selbst, also äußerst langsam, kompliziert, schwerfällig und mangelhaft. Und schließlich

*) Heyne a. a. O. I, S. 60.
**) Vgl. für die frühere Zeit S. 29 f.

Digitized by Google

sind die eigentlichen Trägerinnen solcher Arbeit regelmäßig die Frauen. Der Mann arbeitet nur, soweit die Frauen der Arbeit nicht gewachsen sind, und soweit ihn der Mangel treibt, also namentlich als Räuber (Krieger), Jäger, Fischer, beschäftigt sich im übrigen wenig oder gar nicht und genießt. Ein gewisses Prinzip der Arbeitsteilung zwischen ihm und der weiblichen Arbeitskraft ergibt sich aber schon auf niedrigster Stufe, auf der zu Nahrungszwecken die Frau Früchte und Pflanzen sammelt, der Mann Fleisch und Fische durch Jagd und Fang beschafft. Entsprechend ist dann der Anbau von Pflanzen Sache der Frau, die Viehzucht Sache des Mannes.*) Auch die Herstellung der Geräte, Werkzeuge und Gefäße hat man je nach dem Arbeitsgebiet der Frau oder dem Manne zugeschrieben. Diese Arbeitsteilung — das Wort nicht im heutigen Sinne genommen — ist keine planmäßige, sondern beruht auf natürlichen Ursachen, den körperlichen und seelischen Unterschieden zwischen Mann und Weib.

So war es auch bei den Germanen, nur daß ein Teil der männlichen Arbeit meist von unfreien Leuten besorgt wurde. Ein großer Viehbesitzer war z. B. nur eine Art Oberhirte. Andererseits dürfen wir dem germanischen Manne — und das stimmt mit Beobachtungen bei den Indianern überein — wohl den Bau der Wohnstätte zutrauen, soweit ihm nicht auch hier Unfreie die Arbeit abnahmen. Die Zimmerei hat sich daher, wie wir noch sehen werden, mit am frühesten gewerblich entwickelt. Als eines freien Germanen würdig gilt sodann, wohl unter keltischem Einfluß, das sich mit dem Eisen, dem Eisengraben und der Eisenbereitung verbreitende Schmiedewerk. Diese Auffassung erklärt sich aus der anfänglich bei der Metallarmut sehr großen Wertschätzung des immer noch seltenen Eisens vor allem als Waffenmaterial. Auch dieser Zug kehrt bei anderen Völkern wieder, wenn auch einzelne eine Sonderstellung des Schmiedes nach der entgegengesetzten Seite erkennen lassen, z. B. im Sudan, ihn also verachten, wohl weil er der erste war, der sich der mißachteten Handarbeit unterzog, vielleicht auch, weil das Schmiedehandwerk ursprünglich von unterworfenen Leuten betrieben ward. Möglicherweise widmeten sich ihm anfangs auch körperlich irgendwie weniger

*) Vgl. noch Bücher a. a. O. S. 339 f. Über die Ausnutzung der Frau als Arbeitskraft vgl. auch Weber a. a. O. (Jahrbb. für Nat.-Ök. III. F. Bd. 28) S. 456.

Digitized by Google

brauchbare Freie (der lahme Hephästos, der lahme Wieland). Mit der Mißachtung wie mit der Wertschätzung verbindet sich aber meist eine gewisse Scheu vor dem Schmiede, der als Tausendkünstler, als Kenner geheimer Dinge gilt, daher auch die ja ohnehin abergläubisch angesehene Heilkunde betreibt. Bei den Germanen wie bei anderen indogermanischen Völkern — es sei wieder an den göttlichen Hephästos erinnert — hat aber die Freude am Waffenwerk der Schmiedekunst göttlichen Ursprung einräumen und den Schmied eine bevorzugte Stelle einnehmen lassen. Der Sagenkreis von Wieland dem Schmied zeugt davon, wie andererseits das Geheimnisvolle des Handwerks und die Beherrschung ungewöhnlicher Kräfte in seiner Handhabung seitens kluger Zwerge, z. B. Mimes, durch zahlreiche Sagen zum Ausdruck kommt. Der freie Mann schmiedet zunächst seine Speerspitze, bald auch sein Schwert selbst, wie später Siegfried, und wer unfrei geboren ist, wird doch, wenn er des Schmiedewerks kundig ist, vor allen anderen Knechten geehrt, wie dies z. B. das für ihn festgesetzte Wergeld der späteren Volksrechte zeigt. Die Metalltechnik der Germanen*) darf man nicht als eine zu niedrige ansehen: sie haben Eisen gegraben und Eisen bearbeitet, wenn sich auch aus Tacitus auf gelegentlichen Mangel an Eisen selbst wie an eisernen Waffen schließen läßt. Das Schmelzen und Gießen war den Germanen früh überliefert, und ebenso die Bearbeitung an der Esse. Ein Teil dieser Schmiedetätigkeit war gewiß Hausarbeit, betraf auch mehr Gerätstücke als Waffen und wurde von Freien wie Knechten geleistet. Es muß sich aber auch bald ein gewerblicher, wenn auch auf wenige Personen beschränkter, zunächst im Zusammenhang mit der Eisengewinnung im Walde ausgeübter Betrieb (Waldschmiede) ausgebildet haben, und trotz des bald fühlbaren direkten römischen Einflusses bewahrte die Art der Ausführung und Ornamentierung der Schmiedearbeiten große Selbständigkeit. Später verstanden sich besonders die Vandalen auf das Waffenschmieden. Von den Spuren frühzeitigen Gewerbebetriebes wird sogleich näher zu handeln sein.

Weit größer als das männliche war das Arbeitsgebiet der Frau. Nicht nur der Anbau, auch die Verarbeitung der Körner- und sonstigen Früchte, das Stampfen, das Mahlen usw., weiter aber die neben der Schmiedekunst zufrühest wichtigen Tätig-

*) Über die anfängliche Beeinflussung durch die Kelten vgl. S. 33.

Digitized by Google

keiten der Töpferei und der Weberei lagen, die letztere noch sehr lange, in weiblichen Händen. Arbeiteten im Hause der gewöhnlichen Germanen die Frau und die Töchter oft allein, so standen diesen in den größeren und reicheren Haushalten mehr oder weniger zahlreiche unfreie Frauen und Mädchen zur Seite. Und ebenso nahmen dort einen großen Teil der schwereren Arbeit auch die männlichen Hörigen auf sich, insbesondere die gröbere agrarische Arbeit. Im kleineren Haushalt halfen ferner die Greise und Kinder, und der ärmere Freie wird wohl auch oft selbst mit Hand angelegt haben. Die Ackergeräte nun waren sehr einfach; Eisen wurde wohl für Waffen, aber bei weitem nicht für alle Geräte verwandt. Natürlich hatte man den Pflug, obgleich wir darüber nichts Näheres wissen. Funde lassen auf eine sehr rohe Art desselben schließen. Man zog anfangs wohl nur einen Haken; von einem Pfluggestell mit Rädern und eiserner Pflugschar wird man für diese Zeit nicht sprechen können. Weiter gab es die Egge, die Sichel, die schon in vorgeschichtlichen Bronzefunden vorkommt, und manch anderes auf dem Wege der Sprachforschung für die älteste Zeit zu erschließende Handgerät. Zum Dreschen nahm man sicherlich einfache Knüttel. Wagen hatte man anfangs nur in sehr primitiver Form, zweirädrig mit Klotzrädern, gehabt: aber es müssen früh vollkommnere vierrädrige Fahrzeuge, auch für die Wander- und Kriegszüge, verwandt sein, wohl unter fremdem Einfluß. In Jütland hat man sehr schöne Wagen aus vorrömischer Zeit gefunden. Schlitten und Schleife sind auch alte Fahrzeuge. Waren nun das Pflügen und Bestellen des Feldes, auch das Schneiden und das Dreschen des Korns nur zum Teil weibliche Arbeit, so fiel den Frauen das Mahlen schon in größerem Umfang zu. Man hatte eine steinerne Handmühle, „aus einer gehöhlten Schale und einem mit freier Hand bewegten Reiber bestehend.“*) Sie genügte, weil man immer nur so viel Mehl, als man für den Tag brauchte, herstellte. In größeren Haushalten sind wohl auch größere Mahlvorrichtungen vorhanden gewesen (Abb. 15 a u. b). Die Bereitung des Breis wie des noch seltenen Brotes**) — Mehl und Kleie waren noch nicht geschieden —

*) Vgl. Heyne a. a. O. I, S. 44. Über Mahlen und Backen überhaupt vgl. Heyne II, S. 257 ff.

**) Vgl. oben S. 121.

Digitized by Google

war natürlich Sache der Frauen, ebenso die Zubereitung aller sonstigen Nahrung. Weiter aber lag ihnen alles ob, was mit der Herstellung der Kleidung, von der Gewinnung des Hanfes und Flachses an, zusammenhängt. Insbesondere die Webekunst ist uralt. Bereits die Bewohner der Pfahlbauten haben sie geübt, und, nach den Kleiderresten jütischer Funde zu urteilen, muß sie in der älteren Bronzezeit schon recht vorgeschritten gewesen sein.

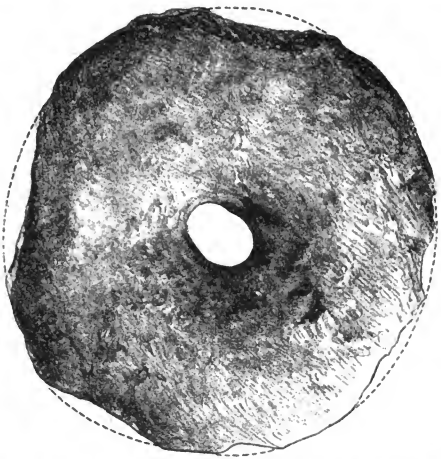


Abb. 15 a. Altgermanischer Mahlstein. (Nach Heyne a. a. O. II, S. 259.)

Spinnen und Weben waren also den germanischen Frauen und Mädchen altvertraut, wie solche Arbeit denn auch die weiblichen Gestalten des Mythus und der Sage verrichten. Handspindel, Wirtel und Webstuhl sind alte Geräte. Die Spindel wurde geradezu zum weiblichen Symbol, die Verwandten mütterlicherseits hießen später die Spindelmagen. Erst das 19. Jahrhundert hat die Frau dieses uralten Berufs beraubt. Natürlich verstanden die Frauen nicht nur die Herstellung und auch, wie wir (S. 128) sahen, die Färbung der Stoffe, sondern auch das Zusammennähen zu Kleidungsstücken. Schon die Steinmenschen konnten ihre Fellkleidung mit primitiven Knochennadeln zusammenfügen. Später gab es sehr schöne importierte bronzene und schließlich

Digitized by Google

eiserne Nähnadeln, die als wertvolle Habe die Frau immer begleiteten, auch ins Grab. Scheren (Abb. 16) aus Bronze und Eisen finden sich ebenfalls in den Frauengräbern. Die Hauptzeit für solche Arbeiten, insbesondere auch das Weben, war der Winter: unterirdische Räume dienten, wie (S. 141) erwähnt, als Arbeitsstätten. Auch die Töpferei wird zunächst, soweit man nicht importierte Tonwaren benutzte, vielfach weibliche Hausarbeit

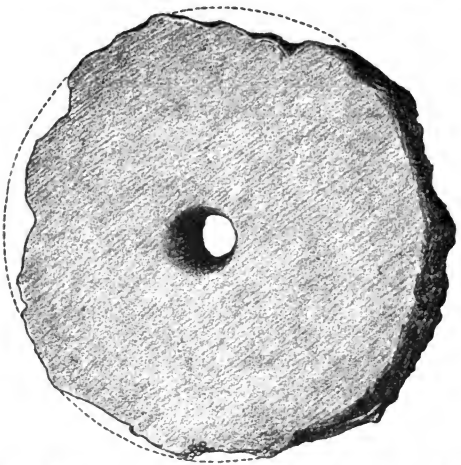


Abb. 15 b. Altgermanischer Mahlstein. (Nach Heyne a. a. O. II, S. 259.)

gewesen sein; das beweisen z. B. die Abdrücke der Finger. Meist ohne Anwendung der Töpferscheibe, die wohl erst von den Römern kam, verstand man mit der Hand sehr gleichmäßige Gefäße (Schalen, Töpfe, Urnen, Krüge u. a.) in recht mannigfaltiger Weise aus Ton in verschiedener Färbung zu formen und mit leicht eingeritzten Ornamenten zu verzieren. Auf das Brennen hat man sich nicht überall gut verstanden. Diese einheimische Produktion ward früh von den Römern, namentlich auch in den Formen, beeinflußt und nahm bald größeren Umfang an. Gerade die Töpferei könnte sich über die Hauswirtschaft zuerst erhoben haben, da sie von dem Vorkommen guter Tonerde abhängt. Vielleicht hat sich an solchen Stellen eine

Digitized by Google

Abb. 16. Schere. Photographie. (Gesund. i. d. Mark.)

Herstellung von Tonwaren durch kleine Leute in größerem Maßstabe entwickelt, wofür die Verbreitung mancher gleichmäßiger Formen durchaus spricht.

Wir kämen so zu gewissen Ansätzen eines Gewerbebetriebes in germanischen Landen, trotzdem, wie erwähnt, das Hauswerk außerordentlich überwog. Wahrscheinlich ist auch für die Weberei eine über den Hausbedarf hinausgehende Produktion früh anzunehmen, aber nur als lokale Besonderheit. Für Friesland kann man eine sehr frühe Industrie voraussetzen: das friesische Volksrecht nennt später auch Weber als Handwerker. Vorbedingung war eine ausgedehnte Schafzucht, und förderlich waren die Ansprüche der Schiffahrt an Segel usw. Sicher ist dann weiter ein handwerksmäßiger Betrieb auch für das Schmieden anzunehmen, das bald aus der Hauswirtschaft herausgewachsen sein muß. Nicht nur die Waffen, auch der Beschlag an den Schilden, die Einfassung der Trinkhörner, allerlei sonstige Zieraten und Geräte, bald auch metallene Götterbilder erforderten, soweit es sich um einheimische Herstellung handelte, eine kunstreichere, geübtere Hand. Und unter den Schmieden mag sich früh dieser oder jener eine besondere Spezialität erkoren haben. Wie zum Schmieden wird auch bei Bearbeitung des Holzes mancher Germane als Zimmermann, Schnitzer, Böttcher einen gewerbsmäßigen Betrieb mit Hilfe von Hörigen gehabt haben. In der Fertigung hölzerner Gefäße, namentlich der großen Behälter für das Bier, aber auch von Fässern mit Dauben haben die Germanen nach dem Vorgang der Kelten — die Südländer kannten die Böttcherei nicht —

Digitized by Google

früh besondere Übung besessen. Vielleicht darf man auch für das Gerben der Häute eine Art gewerblichen Betriebes seitens kleiner oder unfreier Leute annehmen. Die Zubereitung des Salzes ferner, die nur bei den Salzquellen selbst möglich war, wird in den Händen bestimmter Leute gelegen haben, die das Salz dann auch vertrieben. Im ganzen ist aber trotz alledem daran festzuhalten, daß die römische Industrie solche einheimischen Ansätze zwar nur zum kleinen Teil angeregt hatte, sie aber noch lange ganz außerordentlich in den Schatten stellte. Wichtig blieben jene primitiven Betriebe nur für das innere Deutschland. Die römische Töpferei in Schwaben und Bayern, am Rhein und an der Mosel, die römischen Tuchfabriken in Trier und Metz deckten später den Bedarf doch in erster Linie und importierten reichlich Waffen und Schmuck. Aber allmählich ist der Gewerbebetrieb der Germanen gewachsen; zum Teil lernten sie in den römischen Fabriken selbst, und als diese später vom deutschen Boden verschwanden, zeigten die Deutschen schnell, wieviel sie selbst gelernt hatten, und entwickelten nun eine nicht geringe Selbständigkeit. Erwähnt sei noch für die spätere Zeit, daß Ulfilas den Töpfer, den Zimmermann, den Schmied und den Weber kennt.

Die Verbreitung der Gewerbsprodukte, der Metallwaren (Gefäße, Schmucksachen, Waffen), der Gewebe, der Tongefäße, setzt wenigstens einen primitiven Handel voraus. Zieht man dazu den großen Import fremden Gutes in Betracht, so muß der Handel, nicht im Sinne späterer Entwicklung, sondern als einfacher Austausch, keine geringe Rolle im germanischen Leben gespielt haben. Gewiß lag er in erster Linie in den Händen der Fremden, insbesondere der Gallier und Römer. Römische Handelsleute waren z. B. in dem Hauptsitz des Markomannenkönigs Marobodnus ziemlich zahlreich ansässig und werden ebenso auf einer Insel der Bataver erwähnt. Diese Fremden haben auch die erklärliche Abneigung einzelner Stämme gegen sie sehr bald zu überwinden gewußt. Aber über solchen Passivhandel, der wesentlich Tauschhandel und dessen Ausgangspunkt, wie wir oben*) sahen, der Menschen- und Weinhandel war, hinaus muß sich doch früh auch ein Teil der Germanen selbst mit Handelsgeschäften abgegeben haben — Erwerbssinn hat der Germane zudem nie verleugnet. Insbesondere der inner-

*) Vgl. S. 35.

Digitized by Google

germanische Verkehr, das Heranholen der von den Römern begehrten Dinge, des Bernsteins, des Pelzwerks, der Früchte (Rüben), Gänsefedern, des Viehs, der Flußperlen, der Menschenware, aus fernen Gegenden und der Vertrieb römischer Waren unter den inneren Stämmen, wird vielfach von Germanen getragen worden sein, wenn es auch wesentlich ein Handel von Stamm zu Stamm war. Mit den Slawen werden germanische Händler auch verkehrt haben; ebenso bestand ein Handelsverkehr zwischen Skandinaviern und Südgermanen. Weiter haben wir frühe Kunde von einem aus dem Seeraub sich entwickelnden Seehandel der Nordseegermanen: auf Grund ihrer günstigen geographischen Lage kamen die Friesen früh zum Vertrieb ihrer Produkte — kurz, ein deutscher Handel bestand in geringem Umfang zweifellos.

Geld diente dabei freilich noch nicht als Verkehrsmittel, sondern als Tauschmittel galten Vieh (Rinder) und vielleicht auch sonst geschätzte Gegenstände, obgleich die fremden Münzen den Germanen seit langem bekannt und für den Grenzverkehr wenigstens unentbehrlich waren. Im Gegensatz zu den Innergermanen, die das Geld noch nicht achteten, waren die Grenzgermanen bereits geldgierig, suchten sich auch schon gegen Übervorteilung zu sichern und nahmen neben dem früh geschätzten Gold aus Mißtrauen gegen Beschneidung am liebsten die ausgezahnten vollwichtigen Silberdenare der Republik, trotzdem diese später außer Kurs gesetzt waren. Was die Germanen so an Münzen erhielten, sammelten sie aber als Schatz oder verwandten es zum Schmuck, verstanden also den eigentlichen Zweck des Geldes noch gar nicht. Natürlich schließt das eine gelegentliche Verwendung als Zahlungsmittel nicht aus.

Ein Leben der Arbeit im heutigen Sinne haben die Germanen nicht geführt: noch waren es Naturmenschen, die nicht tiefer über das Leben nachdachten und nicht schwer um das Leben sich sorgten. Das Leben, wie sie es verstanden und liebten, war durchaus an natürliche Bedingungen geknüpft. Wer hoch in die Jahre kam, seine Körperkräfte schwinden fühlte, für den verlor das Leben viel mehr seinen Reiz als für den Menschen auf höheren Stufen. Es ist daher vollkommen verständlich, daß Greise gelegentlich einen freiwilligen Tod vorzogen. Den Tod fürchtete der Germane überhaupt nicht: das zeigt schon seine Todesfreudigkeit in der Schlacht. Freilich erklärt sich diese namentlich aus dem erörterten Seelenglauben. Der-

Digitized by Google

selbe Glaube machte nun aber auch eine verehrungsvolle Behandlung der Leichen seitens der Überlebenden zur Pflicht. An die Begräbnishügel knüpfte sich Ahnenkult. Freilich ist mit der Totenverehrung auch bald Totenfurcht verbunden, und so hat man auf diese die Sitte des Leichenbrandes, den man früher, wie Grimm, aus den nomadischen Zuständen — man wollte den Toten in leichtester Form (Asche) mit sich führen — oder als Opfer erklärte, zurückgeführt. Wie bei den klassischen Völkern haben Begraben und Leichenbrand gewechselt. Griechen wie Römer haben zuerst ihre Toten begraben, dann kam Leichenbrand auf, bei den Römern unter griechischem Einfluß, bis aufs neue wieder daneben das Begräbnis aus gesteigerter Pietät gegen die Verstorbenen sich durchsetzte. Bei den Germanen wurden in der ältesten Zeit die Leichen wohl ebenfalls begraben, bald aber verbrannt. Das Begraben überwiegt noch in historischer Zeit in einigen östlichen Gegenden und nachmals wieder bei den kultivierteren Alemannen, Franken und Burgundern. Doch ging wohl auch bei diesen die Verbrennung vorher, die in Norddeutschland noch später üblich blieb und von Tacitus überhaupt fälschlich als normal für die Germanen angenommen wird. Daß die Germanen nach seinem Bericht bei solchen Bränden nicht den Prunk höherer Kultur — nur in der Holzart machte man nach dem Ansehen der Toten Unterschiede — entfalteten, ist nur natürlich; daß sie sich nicht übermäßiger Klage hingaben, entspricht ihren Anschauungen. Die Strandvölker ließen die Toten in angezündetem Schiff auf dem Wasser verbrennen. Das Begraben, das ebenso wie der Brand nie ganz ausschließlich vorkam, war nun durchaus nicht einheitlich. Die Leichen wurden in verschiedenster Stellung in eine Grube, meist auf die freie Erde, gelegt und mit Erde beschüttet, andererseits auf ein Brett oder in einen Totenbaum — so in Holstein und Mecklenburg, aber auch im Südwesten und noch nach dem salischen Gesetzbuch bei den Franken — gebettet. Der Holzsarg ist römisch. Um die Leiche wurden oft Steine gelegt und gestellt, oder es wurden förmliche Steinkisten, Steinkammern errichtet. Hügel in verschiedenen Formen türmten sich darüber, aber es kommen auch wieder Flachgräber in Gruppen oder Reihen ohne besondere Erhöhung vor. In einem Hügel wurden oft mehrere Leichen beigesetzt. Es gab also vermutlich wie überhaupt bei den Indogermanen Sippengräber, ebenso wie jene Reihengräber auf Sippenfriedhöfe hinweisen. Bei Leichenbrand sammelte

Digitized by Google

man die Asche in Urnen, die sich oft in großer Zahl in Gräberfeldern beieinander finden. Die Formen der Urnenbeisetzung entsprechen den mannigfaltigen Arten der Beisetzung der Leichen. Nach Brand- und Knochenresten zu urteilen, waren ferner Totenopfer üblich, ebenso Leichenschmäuse. Sowohl den Urnen wie in noch viel stärkerem Umfang den begrabenen Leichen wurden, wie schon erwähnt, von den Lebenden die beim Leichenbrand zum Teil der Zerstörung anheimfallenden Beigaben beigelegt, Waffen, persönlicher Schmuck und Zubehör, bei den Frauen z. B. Nadeln, sowie Speise und Trank. Tiere, Knechte, bei einigen Stämmen auch Frauen*) folgten dem Herrn in den Tod.

Auf keinen Fall ist von einem christlichen Einfluß auf die Verbreitung des Begrabens, dessen Verhältnis zum Brande völlig sicher schwerlich geklärt werden wird, die Rede. Später allerdings wurde die Verbrennung als heidnisch empfunden, weil die von den christlichen Franken bekämpften Sachsen und Friesen zäh daran festhielten und der Brauch so als ausschließlich heidnisch-germanisch erschien. Nun sah man das Begraben als Bestandteil der christlichen Sitte an, die Deutschland im Zusammenhang mit jener gewaltigen Macht erobert hatte, die das germanische Leben mächtig umgestaltete, mit der römischen Kultur.

*) Vgl. S. 97.

Digitized by Google

Register.

Ackerbau, niederer 19, 48 ff., 147.
Ackergeräte 147.
Adel 103, 113 f.
Äußeres der Germ. 61 ff.
Ahnenkult 78, 153.
Alliteration 90.
Apfeltrank 123.
Arbeit, Charakter und Rolle der 144 f.
Arbeitsteilung 145.
Augenfarbe 42, 62.
Ausbreitung der Germanen 18 f.
Backen 121, 143, 147.
Baden 130, 142.
Bastarnen 19 f. 25.
Baumkult 17, 80 f.
Begraben 153 f.
Beize 54.
Beleuchtungsmittel 144.
Bernstein 11 ff., 23 ff., 28 f. 152.
Bevölkerung 15, 19.
Bier 122 f.
Blutrache 100 f.
Böttcherei 150.
Brei 121 f., 147.
Bronze 23, 26 ff., 144.
Bronzezeit 27 ff.
Brot 121 f., 147.
Butter 120 f.
Dämonen 78.
Disziplinlosigkeit 73 f.
Ehe 69 f, 96 ff.
Eier 120.
Eigenliebe 70, 74.
Eigentumsentwicklung 48, 50 f.
Einbaum 10, 16.
Einzelhof 137.
Eisen 29, 33, 132 f., 145 ff.
Elfische Geister 80 f.
Empfindlichkeit 73.
Etrusker 24 ff.
Färben des Haares 62.
Färben d. Stoffe 128.
Familie 94 ff., 100.
Farbenschmuck d. Hauses 141 f.
Feuchtigkeit 14.
Fischerei 10 f.
Fischnahrung 120.
Flachs 123, 128.
Fleisch 119 f.
Frauen 56, 62.
— Stellung der 68 ff., 95, 98 f.
—, weise 69, 85, 87.
Frauenarbeit 146 ff.
Frauentracht 125 ff.
Freiheitsgefühl 73 f.
Freilassung 113.
Gänse 120, 152.
Gau 104 f.
Gebundenheit 74, 99, 116.
Gefolge 72, 113, 117 f.
Geistiges Leben 87 ff.
Geld 45, 152
Gemüt 67 ff., 70, 78.
Gerberei 151.
Germanenname 41 f.
Gewerbliche Ansätze 146, 149 ff.
Giebelzier 141 f.
Götter 56 f., 78 ff., 82 f.
Griechen 24, 36, 153.
Grundherren 112.
Gutmütigkeit 66, 71.
Haarfarbe 42, 62.
Haartracht 130.
Hallstattkultur 29 f.
Handel 10, 22, 25, 35, 151 f.
Hanf 123.
Haufendorf 136.
Hausrat 143 f.
Hauswirtschaft 144.
Heerwesen 102, 134 f.
Herd 143.
Hering 11, 120.
Herzog 114, 135.
„Hirtenstufe" 45 ff.
Honig 121.
Humor 67.
Hundertschaft 102, 104, 135.
Idealismus 74 f.
Individualismus 74 f., 116 f.
Indogermanenfrage 3 ff.
Innerlichkeit 68, 85.
„Jägerstufe" 45, 51 ff.
Jagd 15, 51 ff., 124.
Jagdleidenschaft 52 f.
Käse 121.
Kampfesweise 55, 134.
Kelten 7 f., 14, 18 ff., 29, 31 ff., 42, 62 f., 65, 122, 132, 137, 142, 150 f.
Keramik 30, 149, 151.
Keuschheit 70.
Kleidung 124 ff.
Klima 14, 68, 137.
Königtum 114 f.
Körpergröße 61.
Körperl. Übungen 57.
Körperpflege 130.
Kriegerische Art 54 ff., 82.
„Kriegerstufe" 54 ff.
Kriegszeichen 84, 134.
Kultgenossenschaften 43, 77.
Kultureinflüsse 21 ff.
Kultureinflüsse, keltische 31 ff., 46, 117, 122.
—, römische 34 f., 82 f., 154.

Digitized by Google

Kulturstufe der Germanen 40 ff.
Kunstübung 92.
La-Tène-Kultur 33.
Lebensideal, krieger. 55.
Leichenbrand 153 f.
Leinwand 127 ff.
Lockerheit d. sozial. Lebens 94, 100, 103, 115 f.
Mahlen 146 f.
Massilia 27.
Maßlosigkeit 65, 71, 73.
Menschenhandel 35, 151 f.
Menschenopfer 64, 85.
Met 121.
Metalltechnik 146.
Milch 120.
Mutterrecht 95.
Mykenische Kultur 28 f.
Nähen 148.
Nahrung 119 ff.
Namen 56.
Naturfeste 84.
Naturgefühl 67 f., 78 f.
Naturreligion 78 ff., 84.
Nomadentum 47 f.
Nordsee 9 ff., 12, 23 f.
Ofen 143.
Oligarchie 111.
Ornamentik 92.
Ostgermanen 42, 44.
Ostsee 3, 8 ff., 16, 23 f., 120.
Pelzwerk 25, 126, 152.
Perlen 152.
Pferde 45 ff., 119, 134.
Phönizier 23.
Poetisches Gut 89 f.
Polygamie 96.
Priester 83 f., 108 f.
principes 105, 107, 111, 113 f.
Pytheas 1 f., 9, 11 f., 24, 36, 142.
Quellen, antike 14, 35 ff.
Quellen, bildliche 38 f.
—, sonstige 39 f.
Rätsel 90.
Rechtsleben 90, 92, 100 ff., 105 ff.
Reiterei 134.
Religion 68, 76 ff.
Rinder 45, 119.
Ringe 131 f.
Römer 34 ff., 55, 130, 133, 149 ff.
Rüben 123.
Runen 86 ff.
Salz 124, 151.
Schicksalsglaube 85 f.
Schiffahrt 10 f.
Schmiedekunst 143, 145 f., 150.
Schmuck 131.
Schrift 25, 89.
Schweine 13, 16, 45, 119.
See, Einfl. d., 2 f., 8 ff.
Seelenglaube 67 f., 78, 80 ff., 87, 153.
Seeräuberei 11, 152.
Segel 10.
Selbständigkeitsdrang 115 f.
Sicherung gegen Feinde 135.
Siedelungsart 48 ff., 136.
Sippe 48 ff., 99 ff., 105, 111, 136.
Sippenhader 99, 116.
Skandinavien 8 f., 11, 18, 28 f.
Sklaven 66 f., 112.
Skythen 18, 142.
Slawen 7, 16 ff., 25, 41 f., 138, 142, 152.
Soziales Leben 94 ff.
Spaltung d. Germ. 12.
Spielleidenschaft 65.
Spinnen 148.
Sprache 42, 90 f.
Staatliche Anfänge 100, 103 ff.
Stammesgegensätze 43 f., 60, 67, 74, 103.
Steinzeit 27.
Strafen 63, 70, 107.
Symbolische Geisteshaltung 91 f.
Tausendschaft 102, 135.
Tempel 83.
Todesfreudigkeit 152.
Töpferei 143, 149, 151.
Totenbaum 16, 153.
Totenbestattung 153 f.
Trägheit 66.
Treue 70 ff.
Trunksucht 64 f.
Übervölkerung 19.
Unbändigkeit 73.
Uneinheitlichkeit 41 f.
Unterirdische Räume 141 f.
Unterschiede, kulturelle 41 f.
Unterwürfigkeit 72.
Ursitze d. Germ. 3, 6 ff.
Viehzucht 45 ff., 119 f.
Volkscharakter 59 ff.
Volksversammlung 73, 84, 91, 103 ff, 107 f., 109 f.
Waffen 57, 132 f.
Wagen 47, 138, 147.
Wald, seine Bedeutung 2, 12 ff., 16 ff., 68.
— Heiligkeit 17, 80 f.
Weberei 141, 148 ff.
Wechsel der Wohnsitze 48 f.
Weiden 14, 45.
Wein 123 f.
Weinhandel 35, 151.
Weisjagung 85 ff.
Wildbret 52 f., 120, 124.
Wildheit 63 ff.
Wirtschaftsweise 48 ff.
Wohnung 137 ff.
Zauberei 86 ff.
Zeitrechnung 91.
Zimmerei 145, 150.
Zweikampf 86, 102.
Zwiespältigkeit d. Charakters 61, 66, 73, 75.

Digitized by Google

Frauenleben. Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dr. Ed. Otto. Mit zahlreichen Abbildungen.

Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellen.

Fürstentum. Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Professor Dr. E. Hubrich.

Der Verfasser zeigt in großen Umrissen den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Verfassungsverhältnisse.

Geographie s. Entdeckungen; Japan; Kolonien; Mensch; Palästina; Polarforschung; Volksstämme; Wirtschaftsleben.

Geologie s. Erde.

Germanen. Germanische Kultur in der Urzeit. Von Dr. G. Steinhausen. Mit 17 Abbildungen.

Das Büchlein beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

Geschichte (s. a. Entdeckungen; Frauenleben; Fürstentum; Germanen; Japan; Jesuiten; Kalender; Kriegswesen; Kunstgeschichte; Literaturgeschichte; Palästina; Rom; Städtewesen; Volksstämme; Wirtschaftsgeschichte). Restauration und Revolution. Von Dr. R. Schwemer.

Die Arbeit behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Sturze in der Mitte des Jahrhunderts.

Gesundheitslehre (s. a. Ernährung; Heilwissenschaft; Leibesübungen; Mensch; Nervensystem; Tuberkulose). Neun Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Professor Dr. H. Buchner. 2. Auflage, besorgt von Professor Dr. M. Gruber. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Unterrichtet in klarer und überaus fesselnder Darstellung über alle wichtigen Fragen der Hygiene.

Handwerk. Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ed. Otto. Mit 27 Abbildungen auf 8 Tafeln. 2. Aufl.

Eine Darstellung der historischen Entwicklung und der kulturgeschichtlichen Bedeutung des deutschen Handwerks von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Heilwissenschaft (s. a. Gesundheitslehre). Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel, Badearzt in Gräfenberg.

Gewährt dem Laien in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens von einem allgemeineren Standpunkte aus Einsicht.

Hilfsschulwesen. Vom Hilfsschulwesen. 6 Vorträge von Dr. B. Maennel.

Es wird in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik gegeben. An Hand der vorhandenen Literatur und auf Grund von Erfahrungen wird nicht allein zusammengestellt, was bereits geleistet worden ist, sondern auch hervorgehoben, was noch der Entwickelung und Bearbeitung harrt.

Japan. Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Prof. Dr. Rathgen.

nag auf Grund eigener langjähriger Erfahrung ein wirkliches Verständnis der merkdigen und für uns wirtschaftlich so wichtigen Erscheinung der fabelhaften Entwicklung ans zu eröffnen.

Digitized by Google

Jesuiten. Die Jesuiten. Eine histor. Skizze von H. Boehmer-Romundt.
Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens.

Jesus. Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Privatdozent Weinel. 2. Aufl.
Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegoristerung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

Illustrationskunst. Die deutsche Illustration. Von Professor Dr. Rudolf Kautzsch. Mit zahlreichen Abbildungen.
Behandelt ein besonders wichtiges und besonders lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Stück „Kunsterziehung".

Ingenieurtechnik. Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Ingenieur Curt Merckel. Mit zahlreichen Abbildungen.
Führt eine Reihe hervorragender und interessanter Ingenieurbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor.

——— Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Ingenieur Curt Merckel. Mit 43 Abbildungen im Text und auf einer Doppeltafel.
Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Ägypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Israel s. Religionsgeschichte.

Kalender. Der Kalender. Von Professor Dr. W. Wislicenus.
Erklärt die astronomischen Erscheinungen, die für unsere Zeitrechnung von Bedeutung sind, und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens.

Kolonien. Die deutschen Kolonien. Land u. Leute. Von Dr. Adolf Heilborn.
Bietet auf Grund der neuesten Forschungen eine geographische und ethnographische Beschreibung unsrer Kolonien, unter Berücksichtigung ihrer wirtschaftlichen Bedeutung.

Kriegswesen. Vom europäischen Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Von Major O. von Sothen.
In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert.

Kunst. Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr.
Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

——— Die Kunst im Hause und im öffentlichen Leben der Gegenwart. Von R. Bürkner. Mit 14 Abbildungen.
Das Büchlein soll auf diesem großen Gebiete persönlichen und allgemeinen ästhetischen Lebens ein praktischer Ratgeber sein, der deutlich die Richtlinie zeigt, in der sich häusliches und heimatliches Dasein bewegen muß.

Kunstgeschichte s. Baukunst; Illustration; Schriftwesen.

Leibesübungen. Die Leibesübungen und ihre Bedeutung Gesundheit. Von Professor Dr. R. Zander. Mit 19 Abbildu
Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübu reich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Org

reich.

Digitized by Google

Licht (s. a. Luft). Das Licht und die Farben. Von Professor Dr. L. Graetz. 2. Auflage. Mit 113 Abbildungen.
Führt von den einfachsten optischen Erscheinungen ausgehend zur tieferen Einsicht in die Natur des Lichtes und der Farben.

Literaturgeschichte s. Drama; Schiller; Theater; Volkslied.

Luft. Luft, Wasser, Licht und Wärme. Acht Vorträge aus der Experimental-Chemie. Von Professor Dr. R. Blochmann. Mit 103 Abbildungen im Text. 2. Auflage.
Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein.

Mädchenschule. Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin.
Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Meeresforschung. Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. Janson. Mit vielen Abbildungen.
Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete.

Mensch. Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen.
Stellt die Lehren der „Wissenschaft aller Wissenschaften" streng sachlich und doch durchaus volkstümlich dar: das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die künstlerische Betrachtung der Proportionen des menschlichen Körpers und die streng wissenschaftlichen Meßmethoden (Schädelmessung usf.), behandelt ferner die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten, den Tertiärmenschen.

——— Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Dr. H. Sachs. Mit 37 Abbildungen.
Lehrt die Einrichtung und Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers kennen und sie als Glieder eines einheitlichen Ganzen verstehen.

——— Die Seele des Menschen. Von Professor Dr. Rehmke. 2. Aufl.
Bringt das Seelenwesen und das Seelenleben in seinen Grundzügen und allgemeinen Gesetzen gemeinfaßlich zur Darstellung, um besonders ein Führer zur Seele des Kindes zu sein.

——— Die fünf Sinne des Menschen. Von Dr. Jos. Clem. Kreibig in Wien. Mit 30 Abbildungen im Text.
Beantwortet die Fragen über die Bedeutung, Anzahl, Benennung und Leistungen der Sinne in gemeinfaßlicher Weise.

——— **und Erde.** Mensch und Erde. Skizzen von Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Professor Dr. A. Kirchhoff. 2. Auflage.
Zeigt wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art über Steppen- und Wüstenvölker, über die Entstehung von Nationen, über Deutschland und China u. a. m.

——— **und Tier.** Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. Karl Eckstein. Mit 31 Abbildungen im Text.
Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf erfährt eine eingehende, ebenso interessante wie lehrreiche Darstellung.

Menschenleben. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. 2. Auflage. Von Dr. J. Unold in München.
Beantwortet die Frage: Gibt es keine bindenden Regeln des menschlichen Handelns? in zuversichtlich bejahender, zugleich wohlbegründeter Weise.

Digitized by Google

Metalle. Die Metalle. Von Prof. Dr. K. Scheid. Mit 16 Abbildungen.
Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle nach ihrem Wesen, ihrer Verbreitung und ihrer Gewinnung.

Mikroskop. Mikroskope. Von Dr. W. Scheffer. Mit zahlreichen Abbildungen.
Will bei weiteren Kreisen Interesse und Verständnis für das Mikroskop erwecken durch eine Darstellung der optischen Konstruktion und Wirkung wie der historischen Entwicklung.

Moleküle. Moleküle — Atome — Weltäther. Von Prof. Dr. G. Mie.
Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Nahrungsmittel s. Chemie; Ernährung.

Naturlehre. Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Felix Auerbach. Mit Abbildungen. 2. Auflage.
Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der Begriffe, die in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielen.

Nationalökonomie s. Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Soziale Bewegungen; Wirtschaftsleben.

Naturwissenschaften s. Abstammungslehre; Befruchtungsvorgang; Chemie; Erde; Licht; Luft; Meeresforschung; Mensch; Moleküle; Naturlehre; Pflanzen; Strahlen; Tierleben; Weltall; Wetter.

Nervensystem. Das Nervensystem, sein Bau und seine Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Von Professor Dr. R. Zander. Mit zahlreichen Abbildungen.
Die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben wird auf breiter wissenschaftlicher Unterlage allgemeinverständlich dargestellt.

Pädagogik (s. a. Hilfsschulwesen; Mädchenschule). Allgemeine Pädagogik. Von Professor Dr. Theobald Ziegler. 2. Auflage.
Behandelt die großen Fragen der Volkserziehung in praktischer, allgemeinverständlicher Weise und in sittlich-sozialem Geiste.

Palästina. Palästina und seine Geschichte. Sechs Vorträge von Professor Dr. von Soden. Mit 2 Karten und 1 Plan von Jerusalem. 2. Auflage.
Ein Bild nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte.

Pflanzen (s. a. Tierleben). Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. Von Privatdozent Dr. Giesenhagen in München. Mit zahlr. Abbildungen im Text.
Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

Philosophie (s. a. Menschenleben; Schopenhauer; Weltanschauung). Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Von Prof. Dr. O. Külpe. 3. Aufl.
Schildert die vier Hauptrichtungen der deutschen Philosophie der Gegenwart, den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus.

Physik s. Licht; Mikroskop; Moleküle; Naturlehre; Strahlen.

Polarforschung. Die Polarforschung. Von Prof. Dr. K
in Tübingen. Mit mehreren Karten.
Faßt die Hauptfortschritte und Ergebnisse der Jahrhunderte alten, an
interessanten Momenten überreichen Entdeckungstätigkeit zusammen.

Digitized by Google

Psychologie s. Mensch; Nervensystem; Seele.

Religionsgeschichte (s. a. Christentum; Jesuiten). Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Professor Dr. Fr. Giesebrecht.

Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

Religiöse Strömungen. Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. H. Braasch.

Will die gegenwärtige religiöse Lage nach ihren bedeutsamen Seiten hin darlegen, ihr geschichtliches Verständnis vermitteln und einen jeden in den Stand setzen, selbst bestimmte Stellung zur künftigen Entwicklung zu nehmen.

Restauration s. Geschichte.

Revolution (s. a. Geschichte). 1848. 6 Vorträge von Prof. Dr. O. Weber.

Bringt auf Grund des überreichen Materials in knapper Form eine Darstellung der wichtigen Ereignisse des Jahres 1848, dieser nahezu über ganz Europa verbreiteten großen Bewegung in ihrer bis zur Gegenwart reichenden Wirkung.

Rom. Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Leo Bloch.

Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist.

Schiller. Von Professor Dr. Th. Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen in Heliogravüre.

Gedacht ist das Büchlein als eine Einführung in das Verständnis von Schillers Werdegang und Werken. Zu diesem Zweck bespricht der Verfasser vor allem die Dramen Schillers und sein Leben, ebenso werden auch einzelne seiner lyrischen Gedichte und die historischen und die philosophischen Studien Schillers als ein wichtiges Glied in der Kette seiner Entwicklung behandelt.

Schopenhauer. Von H. Richert. Mit dem Bildnis Schopenhauers.

Die Vorträge wollen in die Lektüre der Schriften Schopenhauers einführen und einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze des Systems geben. Die Anmerkungen und literarischen Nachweise sollen dem Leser ermöglichen, die ihn interessierenden Ausführungen in den Werken Schopenhauers oder in der Schopenhauerliteratur nachzulesen.

Schriftwesen. Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Professor Dr. O. Weise. Reich illustriert. 2. Auflage.

Verfolgt durch mehr als vier Jahrtausende Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken.

Schulwesen s. Hilfsschulwesen; Mädchenschule; Pädagogik.

Sinnesleben s. Mensch.

Soziale Bewegungen (s. a. Arbeiterschutz). Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 2. Auflage.

Will auf historischem Wege in die Wirtschaftslehre einführen, den Sinn für soziale Fragen wecken und klären.

Städtewesen. Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Oberlehrer Dr. Heil. Mit Abbildungen.

Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

Digitized by Google

Strahlen (s. a. Licht). Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Professor Dr. R. Börnstein und Professor Dr. W. Marckwald.

Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Technik (s. a. Dampf; Eisenbahnen; Eisenhüttenwesen; Ingenieurtechnik; Metalle; Mikroskop; Wärmekraftmaschinen). Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht der Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik. Von Launhardt, Geh. Regierungs-Rat, Professor an der Technischen Hochschule zu Hannover. Mit vielen Abbildungen. 2. Auflage.

Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Theater (s. a. Drama). Das Theater. Von Privatdozent Dr. Borinski. Mit 8 Bildnissen.

Läßt bei der Vorführung der dramatischen Gattungen die dramatischen Muster der Völker und Zeiten tunlichst selbst reden.

Theologie s. Christentum; Jesuiten; Jesus; Palästina; Religionsgeschichte; Religiöse Strömungen.

Tierleben (s. a. Mensch und Tier). Bau und Leben des Tieres. Von Dr. W. Haacke. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Zeigt die Tiere als Glieder der Gesamtnatur und lehrt uns zugleich Verständnis und Bewunderung für deren wunderbare Harmonie.

——— Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Professor Dr. K. Kraepelin.

In großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander.

Tuberkulose. Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Gemeinfaßlich dargestellt für die Gebildeten aller Stände von Oberstabsarzt Dr. Schumburg. Mit zahlr. Abbildungen.

Verbreitet sich über das Wesen und die Ursache der Tuberkulose und entwickelt daraus die Lehre von der Bekämpfung derselben.

Turnen s. Leibesübungen.

Verfassung (s. a. Fürstentum). Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Sechs Vorträge von Professor Dr. E. Loening.

Beabsichtigt in gemeinverständlicher Sprache in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches einzuführen, soweit dies für jeden Deutschen erforderlich ist.

Verkehrsentwicklung (s. a. Eisenbahnen; Technik). Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung, sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft von Professor Dr. Walther Lotz.

Erörtert nach einer Geschichte des Eisenbahnwesens insbesondere Tarifwesen, Binnenwasserstraßen und Wirkungen der modernen Verkehrsm

Versicherung s. Arbeiterschutz.

Ver

B8000975567A
Google

Volkslied. Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Privatdozent Dr. J. W. Bruinier. 2. Aufl.

Handelt in schwungvoller Darstellung vom Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges.

Volksstämme. Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Professor Dr. O. Weise. Mit 26 Abbildungen.

Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme.

Volkswirtschaftslehre s. Bevölkerungslehre; Frauenbewegung; Japan; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung; Wirtschaftsleben.

Wärme s. Luft.

Wärmekraftmaschinen (s. a. Dampf). Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen. Von Ingenieur Richard Vater. Mit zahlreichen Abbildungen.

Will durch eine allgemein bildende Darstellung Interesse und Verständnis für die immer wichtiger werdenden Gas-, Petroleum- und Benzinmaschinen erwecken.

Wasser s. Luft.

Weltall. Der Bau des Weltalls. Von Professor Dr. J. Scheiner. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen.

Will in das Hauptproblem der Astronomie, die Erkenntnis des Weltalls, einführen.

Weltanschauung (s. a. Philosophie). Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Prof. Dr. L. Busse in Königsberg i. Pr. 2. Aufl.

Will mit den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Philosophie bekannt machen; die Beschränkung auf die Darstellung der großen klassischen Systeme ermöglicht es, die beherrschenden und charakteristischen Grundgedanken eines jeden scharf herauszuarbeiten und so ein möglichst klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauung zu entwerfen.

Weltäther s. Moleküle.

Wetter. Wind und Wetter. Von Professor Leonh. Weber. Mit 27 Figuren im Text und 3 Tafeln.

Schildert die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens, erörtert die hauptsächlichsten Aufgaben, welche dem ausübenden Meteorologen obliegen, wie die praktische Anwendung in der Wettervorhersage.

Wirtschaftsgeschichte s. Eisenbahnen; Handwerk; Japan; Rom; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung; Wirtschaftsleben.

Wirtschaftsleben. Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. L. Pohle.

Gibt in gedrängter Form einen Überblick über die gewaltige Umwälzung, die die deutsche Volkswirtschaft im letzten Jahrhundert durchgemacht hat.

——— Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von Dr. Chr. Gruber. Mit 4 Karten.

Beabsichtigt ein gründliches Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeizuführen.

[illegible]. Tierleben.

G.E. STECHERT & Co. NEW YORK

8909997556 7
b89099975567a